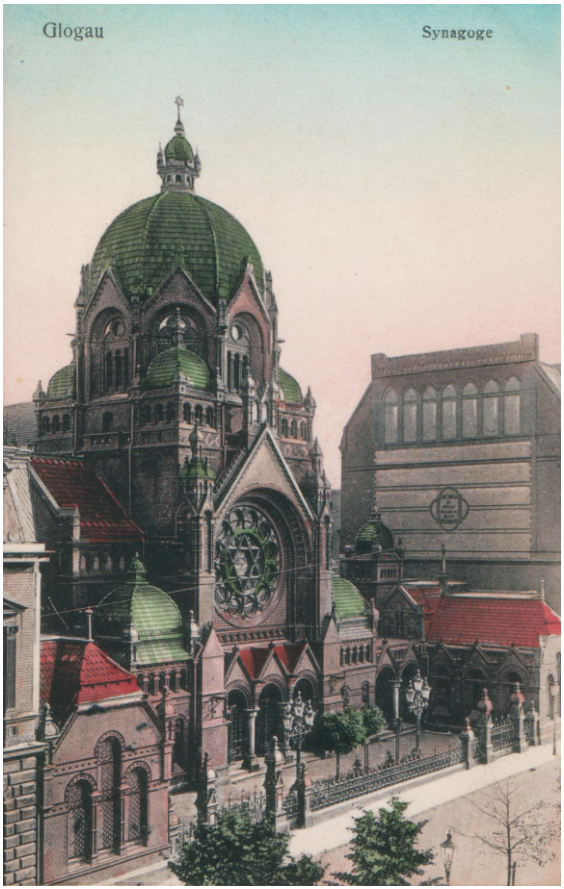


Tamara Włodarczyk

AUS DER GESCHICHTE DER JUDEN
in der Region Liegnitz

Tamara Włodarczyk

AUS DER GESCHICHTE DER JUDEN IN DER REGION LIEGNITZ

Tamara Włodarczyk

Aus der Geschichte der Juden in der Region Liegnitz

Übersetzt von Agnieszka Turakiewicz

Zweiter Band der Reihe „Die Bruchstücke aus der Geschichte der Juden in Schlesien“

Bilderauswahl: Tamara Włodarczyk

Korrektur: Piotr Jankiewicz

Umschlagsentwurf, grafische Gestaltung, Satz und Druck:
WYDAWNICTWO AD REM

Auf dem Umschlag: Bild der Synagoge zu Glogau \ *Głogów* aus der Sammlung von Sławomir Krawczyk

© Copyright by Fundacja Rojt, 2016

Die Veröffentlichung wurde aus den Mitteln der Stiftung KGHM Polska Miedź finanziert

Projektpartner:

Witold Gawęda
Andrzej Idziak

Die Publikation wird in den fremdsprachigen Fassungen veröffentlicht:
auf Englisch – übersetzt von Sylwia Wesołowska-Betkier
auf Deutsch – übersetzt von Agnieszka Turakiewicz

Der Band kann als eBook heruntergeladen werden:
http://jbc.jelenia-gora.pl/dlibra/collectiondescription?dirids=700
www.szalom.eu

Herausgeber
FUNDACJA ROJT
ul. Elektoralna 13/103, 00-137 Warszawa
www.szalom.eu
Odział Śląski
ul. Sobieskiego 56/58. 58-500 Jelenia Góra

ISBN der Reihe 978-83-939143-6-4 • ISBN des Bandes 978-83-939143-5-7

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir überreichen Ihnen ein höchst interessantes Buch von Tamara Włodarczyk „Aus der Geschichte der Juden in der Region Liegnitz". Die Veröffentlichung ist bereits ein zweiter Band der von der Stiftung Rojt verlegten Reihe, gewidmet der Geschichte der Juden in Schlesien. Partner der Publikation ist der Verein für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ).

Die Autorin arbeitet seit vielen Jahren mit dem Verein zusammen und Ihre Texte werden regelmäßig in der Zeitschrift „*Słowo Żydowskie*" veröffentlicht. Umso mehr freuen wir uns auf eine weitere von Ihr verfasste Bearbeitung eines Ausschnitts der Geschichte der deutschen und polnischen Juden in Niederschlesien. Ich stamme aus *Wałbrzych* (Waldenburg) und weiß die tiefgründige und aufmerksame Arbeit der Verfasserin zu schätzen. Niederschlesien ist eine Region mit sehr reicher – darunter auch jüdischer – Geschichte. Mit Sicherheit lohnt es, sich *Legnica* (Liegnitz) und den umliegenden Städten aus der Perspektive der jüdischen Schicksale zu widmen. Der im Jahre 2012 organisierte Weltkongress der Juden von *Legnica* war eine hervorragende Bestätigung des Bedürfnisses nach Austausch zu diesem Thema.

Die Familiengeschichten der niederschlesischen Juden zeigen die Geschichte des jüdischen Volkes in einem breiteren Kontext. Das beste Beispiel dafür sind Nachfahren jener Familien, die in der Welt zerstreut, immer noch das Bedürfnis spüren – auch wenn nur für einen kurzen Moment – an ihre Wurzeln zurückzukehren. Den Grund für dieses Bedürfnis erklärt Ihnen Tamara Włodarczyk auf den folgenden Seiten ihres Buches.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Artur Hofman
Vorsitzender des Vereins für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ)

Von der Autorin

Die Veröffentlichung „Aus der Geschichte der Juden in der Region Liegnitz“ ist eine Nachlese aus meiner mehr als zehn Jahre andauernden Arbeit für jüdische Organisationen, die der Dokumentation der Geschichte und dem Schutz des jüdischen Erbes in Niederschlesien* gewidmet ist, und die im Laufe der Zeit zu einer gewichtigen wissenschaftlichen Leidenschaft wurde.

Als ich im Jahre 1999 mit der Arbeit für die Jüdische Gemeinde in *Wrocław* (Breslau) anfing, war das Thema des jüdischen Erbes in Niederschlesien – mit nur wenigen Ausnahmen – wenig bekannt. Diese Geschichte erforschten wir erst in mühseliger Suche in Archiven und Bibliotheken beziehungsweise im Terrain, wo wir versuchten, die Überreste der niedergerissenen Synagogen und aufgelöster Friedhöfe zu finden. Seitdem hat sich in Polen vieles verändert: zahlreiche jüdische Objekte hat man herrlich restauriert, historische Friedhöfe werden aufgeräumt, diverse Publikationen über die kulturellen, religiösen, wirtschaftlichen und gesellschaftlich-politischen Traditionen der deutschen Juden sind erschienen. Ich persönlich messe dabei jedoch dem Engagement der Einwohner von Niederschlesien den größten Wert bei, die die jüdische Hinterlassenschaft als ein Teil ihres eingenen Kulturerbes betrachten und an verschiedenen seiner Erhaltung dienenden Vorhaben teilnehmen. Während der Vorbereitung dieses Buches lernte ich viele von ihnen kennen – die in Nichtregierungsorganisationen und kulturellen Einrichtungen tätigen Aktivisten aus *Chojnów* (Haynau), *Głogów* (Glogau), *Legnica* (Liegnitz), *Lubin* (Lüben), *Ścinawa* (Steinau a. Oder) und *Złotoryja* (Goldberg), für die die jüdische Geschichte und das lokale jüdische Erbe von großer Bedeutung sind. Unter ihnen sind Personen, die die letzten materiellen Spuren der deutschen Juden – zum Beispiel die Überreste von Grabsteinen aus den nicht mehr existierenden jüdischen Friedhöfen – pietätvoll absichern. Die anderen decken die unbekannten lokalen Fäden der jüdischen Geschichte auf und pflegen die Friedhöfe. Ihnen Allen möchte ich dieses Buch widmen und mich bei Ihnen für Ihre Unterstützung bei dessen Vorbereitung bedanken. Ich danke auch Meinen Jüdischen Lehrern, die mich nicht nur in die Welt der polnischen Juden eingeführt haben, sondern mich die Eigentümlichkeit der jüdischen Religion und Kultur zu verstehen lehrten. Ich hatte das große Glück, die jüdische Geschichte nicht nur aus Büchern, sondern auch von niederschlesischen Juden lernen zu können. Von Menschen, die mir die Geschichten ihrer Leben anvertraut und Geschichten erzählt haben, die ich in keinem Buch finden würde.

Zum Schluss sollte ich noch über Niederschlesien schreiben – meine Heimat, die für Tausende deutscher und polnischer Juden zum Hafen wurde. Über Niederschlesien, das seine gegenwärtige Identität in Anlehnung an ein multikulturelles geistiges Erbe entwickelt, von dem die jüdische Hinterlassenschaft ein wichtiger Bestandteil ist.

Tamara Włodarczyk

---

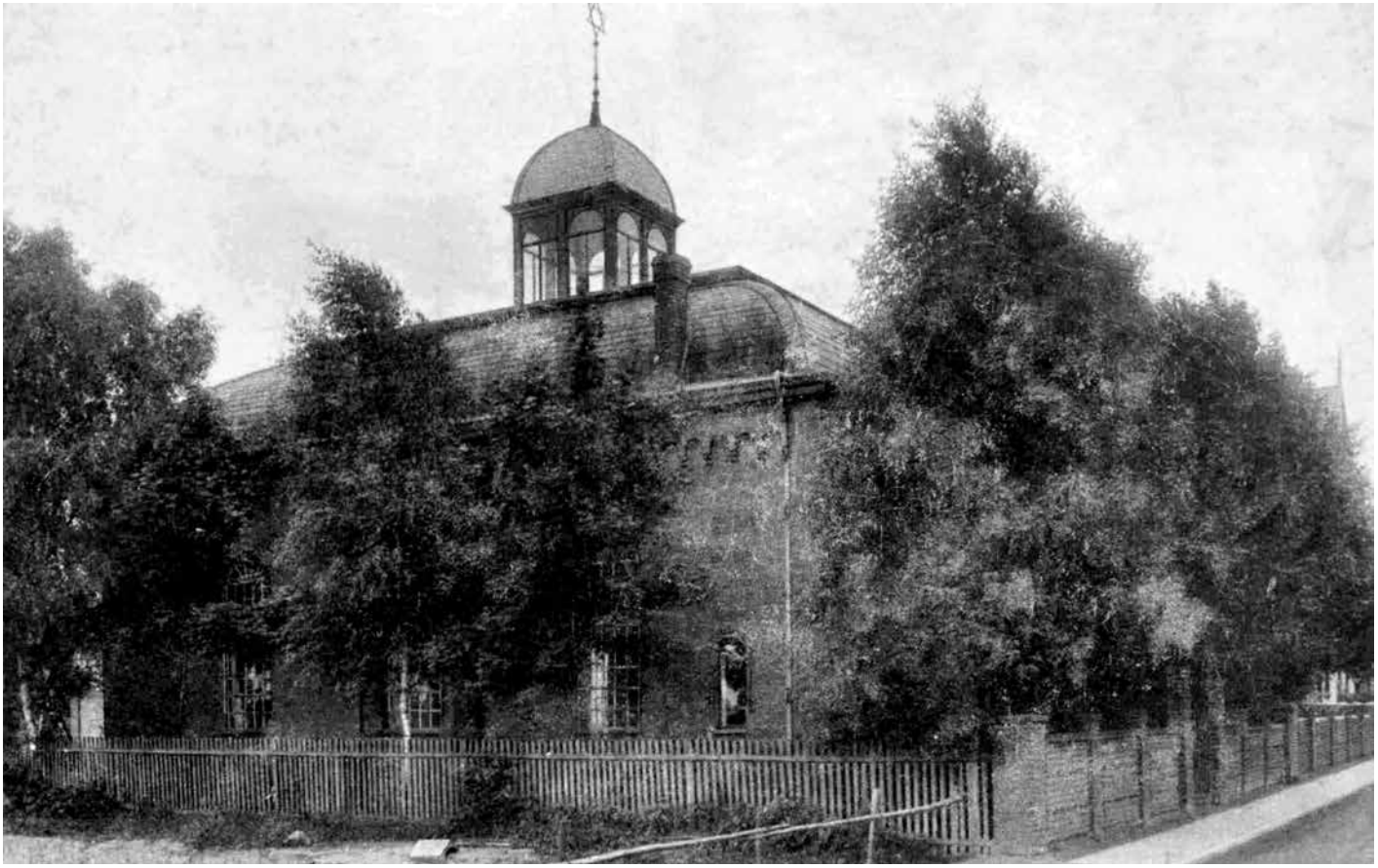
* Aufgrund dessen, dass Niederschlesien nach dem Zweiten Weltkrieg in das polnische Staatsgebiet eingebunden wurde, werden im Bezug auf hiesige Orte bis 1945 die deutschen und nach 1945 die polnischen Namen verwendet.

CHOJNÓW (HAYNAU)

JUDEN IN HAYNAU UND *CHOJNÓW*

Chojnów ist eine der Ortschaften Niederschlesiens, die sich einer dokumentierten jüdischen Ansiedlung im frühen Mittelalter rühmt. Laut historischen Quellen waren hier Juden spätestens in den 1320er Jahren ansässig, aus dieser Zeit fehlen jedoch Nachweise größerer Häufigkeit.

Die Eigentümlichkeit von *Chojnów* – wie auch von vielen anderen niederschlesischen Städten – besteht darin, dass



Synagoge von Haynau, Anfang des 20. Jahrhunderts.

hier vor dem Zweiten Weltkrieg deutsche Juden gelebt und eine selbstständige Gemeinde geführt hatten, nach 1945 polnische Juden, meist Umsiedler aus den Gebieten der UdSSR, einwanderten. Diese beiden Gemeinschaften trafen nie aufeinander: die deutschen Juden haben das deutsche Haynau Ende der dreißiger beziehungsweise Anfang der vierziger Jahre verlassen, während die polnischen erst nach 1945 in das polnische *Chojnów* einzogen. Vieles trennte sie – die Nationalität, die Sprache, die Kultur, das Verhältnis zur jüdischen Tradition oder der Vermögensstatus. Gemeinsam war ihnen der Glaube, obwohl jede Gemeinschaft ihm einen anderen Wert im Alltag beigemessen hat.

Ein symbolischer Ort, der im Leben der deutschen wie auch der polnischen Juden eine wichtige Rolle spielte, war die Synagoge. Eine der wenigen in Niederschlesien, die nach der Reichspogromnacht erhalten geblieben ist. Sie wurde zwar stark beschädigt, doch in dem unversehrt gebliebenen Gebäude errichteten die Nazis eine Turnhalle für Schüler der anliegenden Berufsschule.

Deutsche Juden bewohnten Haynau ununterbrochen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, insgesamt also etwa hundertfünfzig Jahre lang. Das deutsche Haynau wurde zu deren Heimat. Einige Generationen von Juden haben in dieser Zeit ihr Leben mit der Stadt verbunden – sie wurden hier geboren, sind hier verstorben und auf einem der zwei jüdischen Friedhöfe begraben. Vollkommen anders nahmen die polnischen Juden *Chojnów* wahr, die Mitte der 1940er Jahre mit Repatriiertentransporten aus dem Gebiet der UdSSR – dem Kasachstan, Usbekistan oder Kirgisien – in der Stadt ankamen. Zum einen war ihre Entscheidung, in die sogenannten wiedergewonnenen Gebiete zu ziehen, fremdbestimmt, zum anderen hatten viele von ihnen nicht die Absicht, hier über einen längeren Zeitraum hinaus zu verweilen. Und selbst diejenigen, die – wie es ursprünglich schien – in *Chojnów* ihre Existenz neu aufbauen wollten, zogen nach wenigen Jahren wieder weg.

Die Gemeinschaft der deutschen Juden ist nie zahlreich gewesen – am größten war sie im Jahre 1895, als ihr einhundertundsieben Personen angehörten. Ein halbes Jahrhundert später, am Vortag des Pogroms von Kielce (am 4. Juli 1946), als die polnischen Bewohner von Kielce zweiundvierzig Juden ermordet haben, wohnten in *Chojnów* 1767 Juden, von denen dann infolge der von diesem Mord hervorgerufenen Emigrationspanik innerhalb von drei Monaten (bis Ende September 1946) über ein Tausend die Stadt verließ.

In Haynau der Vorkriegszeit gab es keine ausgegrenzten nur von Juden bewohnten Stadtteile – viele von ihnen lebten in den angesehenen Stadtvierteln – etwa am Ring (heute *Rynek)*, auf dem Wilhelmsplatz, (*pl. Konstytucji 3 Maja*), in der Parkstraße (*ul. Mikołaja Reja*). Nach dem Krieg hat man die jüdische Umsiedler planmäßig in den Straßen *ul. Repatriantów* (später auch *ul. Karola Marksa*, heute *ul. Wincentego Witosa*), *ul. Tadeusza Kościuszki*, *ul. Kolejowa* und *ul. Edwarda Osóbki-Morawieckiego* (heute *ul. Wolności*) angesiedelt.

Es gab kaum Einrichtungen oder Organisationen, die von den deutschen Juden in der Stadt gegründet worden waren. Dies ist zu einem auf den Umstand zurückzuführen, dass es in einer so kleinen Gemeinschaft keinen Sinn gemacht hätte. Doch in der Tat spürten sie überhaupt kein Bedürfnis, jüdische Organisationen zu gründen, denn als Bürger des Deutschen Reiches traten sie deutschen Organisationen bei. Aus diesem Grund war die Synagogengemeinde, die seit den 1850er Jahren das religiöse Leben gestaltete, die einzige jüdische Einrichtung in Haynau. Den Mittelpunkt des religiösen Lebens der deutschen Juden bildete die Synagoge, die in den Jahren 1892-1893 in der Schützenstraße (heute *ul. Stanisława Małachowskiego*) durch den Mauermeister Otto Weikert erbaut worden ist. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden Gottesdienste über dreißig Jahre lang in einem Betsaal abgehalten – einem von Frau London gemieteten Raum im zweiten Stock des Hauses am Ring 37. Die neu errichtete Synagoge verfügte über fünfhundert Sitzplätze.

Vollkommen anders gestaltete sich der religiöse Alltag der polnischen Juden. Nach dem Zweiten Weltkrieg

Ärztehaus der Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung (TOZ) in Chojnów, 1940er Jahre, auf den Fotos u.a. Dr. Halina Socharska.

gründeten sie in *Chojnów* ein Dutzend eigener Organisationen und Einrichtungen, deren Interessenschwerpunkte von dem Glauben, der Kultur, der Ausbildung, über die Gesellschaft und Wirtschaft, sogar bis zur Politik reichten. Die wichtigste Einrichtung war das jüdische Komitee, das die nach *Chojnów* eingewanderten Umsiedler im Mai 1946 gegründet hatten. Zu seinen Mitgliedern zählten Marek Zalcman (Vorsitzender), Szalom Ejges (Sekretär), Leon Lichtenstein und M. Baum.

Nach 1945 konzentrierte sich das religiöse Leben der Juden in Polen zunächst in Glaubensvereinen und anschließend in jüdischen Kongregationen. Die Kongregation von *Chojnów* nahm ihre Tätigkeit im Januar 1946 auf, bevor das nichtgeistliche Komitee ins Leben berufen wurde – bereits zu dieser Zeit wohnten also in der Stadt gläubige Juden. Die Einrichtung hatte ihren Sitz an der Straße *ul. Stanisława Hozjusza 4* (heute *ul. Tadeusza Rejtana*); in diesem Gebäude hat man wahrscheinlich auch die ersten Gottesdienste abgehalten. Der Vorsitzende war ursprünglich Samuel Bezen und sein Nachfolger – Szymon Lebenbaum. Ähnlich wie vor dem Krieg hat man für die gläubigen Juden den Zugang zum koscherem Fleisch gesichert. Mit der Schächtung wurde der von der Kongregation eingestellte Ritualschlachter J. Hofman aus *Legnica* betraut.

Die Kongregation von *Chojnów* zählte im Jahre 1946 hundertfünfzig Mitglieder, doch gläubige Juden bildeten eine starke Gruppe unter denjenigen, die sich frühzeitig für die Auswanderung entschieden haben. Es wird vermutet, dass man von Anfang an die Übernahme der Synagoge anstrebte, doch die örtliche Verwaltung hat dem Ersuchen der jüdischen Kongregation erst im Jahre 1947 stattgegeben.

Zu den jüdischen Einrichtungen in *Chojnów* zählten auch Bildungsanstalten. Im Juni 1946 gründete man die Jüdische Szalom-Alejchem-Allgemeinschule; deren erster Leiter war Wiktor Szenkelbach, als Lehrer wurden Golda Bun und Dawid Feller angestellt. Ein wichtiges Problem stellte die sprachliche Differenzierung der Schüler dar: Die Kinder sprachen Russisch, Usbekisch, manchmal Jiddisch, nur selten Polnisch. Bald entstanden auch ein Tagesinternat und ein jüdischer Kindergarten – dieser wurde von Jakub Bronstein geleitet, Erzieherinnen waren Rachela Rotblit, Fryda Lederman, Tauba Rajman und Stanisława Szperling. In den Einrichtungen waren den Kindern neben einer fachlichen Betreuung auch Mahlzeiten zugesichert. Alle

Werbung des Bekleidungsgeschäfts P. Jakobi.

Einrichtungen wurden in den Gebäuden des jüdischen Komitees an der *ul. Stanisława Hozjusza 4* (heute *ul. Tadeusza Rejtana*) untergebracht.

Für medizinische Betreuung sorgte die Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung (*Towarzystwo Ochrony Zdrowia Ludności Żydowskiej*, TOZ), die in einem Gebäude des jüdischen Komitees ein Ärztehaus, eine Ambulanz und seit August 1946 auch eine Kinderkrippe leitete.

Mit kulturellen Aktivitäten befasste sich eine lokale Niederlassung der Jüdischen Kultur- und Kunstgesellschaft *(Żydowskie Towarzystwo Kultury i Sztuki).* Im Jahre 1946 hatte sie fünfundsechzig Mitglieder, die in einer Theatergruppe und einem Chor mitwirkten. Die Gesellschaft errichtete auch eine Bibliothek und ein Kulturhaus, das von Zofia Polna geleitet wurde. Im Angebot der Anstalt fand man unter anderem Polnisch- und Englischkurse für Erwachsene. Im Februar 1947 ist als einer der über dreißig Sportklubs Niederschlesiens der Jüdische Sportklub *ŻKS Chojnów* entstanden; zu seinem Programm zählten unter anderem Abteilungen für Tischtennis und Schach.Wirtschaftliche Betätigung war ein weiterer Lebensbereich, in dem die deutschen und polnischen Juden von *Chojnów* abweichende Verhältnisse pflegten. Unter den ersteren kamen die zur wirtschaftlichen Elite der Stadt gehörenden Fabrikanten und Betreiber exklusiver Läden vor: Siegfried Ohnstein und Leopold Lachmann, die Eigentümer der an der Parkstraße (heute *ul. Mikołaja Reja*) gelegenen Dampf-Mostrich-Weinessig und Essigsprit-Fabriken Ohnstein & Lachmann; Eduard Krämer, in dessen am Ring 20 gelegenen Weinkellerei man die dem rheinischen Weinberg Steinberg entstammenden Weine und Kaviar servierte; oder der Ladeneigentümer David Guttentag, dessen Fachgeschäft für Lederaccessoires, Bettwäsche und Nähartikel ebenfalls am Ring, unter der Nummer 24 lag. Sowohl die Eigentümer der Fabrik Ohnstein & Lachmann, als auch die Kaufleute Krämer und Guttentag gehörten dem Vorstand der Jüdischen Gemeinde von Haynau, wozu sie kraft ihres Vermögens befähigt waren.

Werbung der Fabrik Ohnstein & Lachmann aus Haynau.

Werbung des Schneidergeschäfts Johann Fleischer aus Haynau.

Die meisten polnischen Juden, die nach *Chojnów* einreisten, gehörten traditionellen jüdischen Berufen an und hatten deshalb kaum Aussichten auf Beschäftigung. Die Erforderlichkeit der Umbildung war offensichtlich – die Berufskurse hat der Verband für Entwicklung des Industriellen, Handwerklichen und Landwirtschaftlichen Schaffens ORT (*Organizacja Rozwoju Twórczości Przemysłowej, Rzemieślniczej i Rolnej wśród Ludności Żydowskiej*) veranstaltet. Im Laufe der Zeit wurden die jüdischen Stadtbewohner immer öfter in der staatlichen Industrie angestellt, sie gründeten auch eigene Kleingewerbebetriebe. Von besonderer Bedeutung für die berufliche Aktivierung der Juden war die Entstehung von Produktionsgenossenschaften. So gab es in *Chojnów* beispielsweise: die 19.-April-Schuster-und-Schaftmachergenossenschaft, die Mechaniker-und-Schlossergenossenschaft „*Młot* \ Hammer" oder die an der Straße *ul. Repatriantów 18* (heute *ul. Wincentego Witosa*) ansässige Seifengenossenschaft „*Odra* \ Oder". Die größte Bedeutung wurde der für die Installation und

Reparatur von landwirtschaftlichen Geräten zuständigen Genossenschaft „Hammer“ beigemessen.

Vollkommen verschieden war auch der Umgang der deutschen und polnischen Juden mit der Politik. Über die politischen Aktivitäten der Bewohner von Haynau der Vorkriegszeit ist nur wenig bekannt – in historischen Quellen wird lediglich erwähnt, dass im 20. Jahrhundert Siegfried Ohnstein einer der Stadträte war. In *Chojnów* der Nachkriegszeit waren hingegen mindestens sechs politische Parteien und Organisationen tätig, die meisten von ihnen zionistisch geprägt: Jüdische Sozialistische Demokratiepartei *Poalej Syjon Lewica*, mit Sitz an der *ul. Kościuszki 20*, *Ichud*, *Hashomer Hatzair*, *Hitachduth* und *Hechaluz-Pionier*, mit Sitz an der *ul. Legnicka* 59. Unter den nicht-zionistischen Parteien machte sich eine jüdische Fraktion der Polnischen Arbeiterpartei PPR (*Polska Partia Robotnicza*) bemerkbar, deren Angehörige auch immer mehr Wirkung auf das jüdische Komitee ausübten. Die Tätigkeit der jüdischen Organisationen und Einrichtungen endete um die Wende 1949/1950, als das Zentrale Komitee der Polnischen Juden (und die ihm untergeordneten lokalen Komitees), wie auch zionistische Parteien beziehungsweise Organisationen in Polen aufgelöst wurden. Seit Ende Oktober 1950 war der Verein für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (*Towarzystwo Społeczno-Kulturalne Żydów w Polsce*, TSKŻ) die einzige existierende weltliche jüdische Organisation in Polen. In *Chojnów* ist keine Niederlassung des Vereins entstanden, was auf eine immer kleinere Zahl jüdischer Bewohner zurückzuführen ist.

Beide Gemeinschaften – sowohl die deutschen als auch die polnischen Juden – strebten letztendlich danach, *Chojnów* zu verlassen. Die ersteren versuchten vor dem nationalsozialistischen Regime nach Westeuropa, in die USA oder auch nach Palästina zu fliehen. Die polnischen Juden verließen Polen aus unterschiedlichen Gründen: sei es, weil sie nicht in dem Land leben wollten, in dem sich der Holocaust ereignete oder wegen des Antisemitismus der Nachkriegszeit (zu dessen Symbol der Pogrom von Kielce am 4. Juli 1946 geworden ist), aus ökonomischen Gründen oder wegen der Entstehung des israelischen Staates (1948). Der Aufenthalt in polnischen *Chojnów* stellte für viele nur einen kurzen Zwischenstopp in ihrer Reise nach *Eretz Israel* dar.

Nach 1950 sind in *Chojnów* nur wenige Juden geblieben. Die letzten verließen die Stadt mit Sicherheit in den nächsten Auswanderungswellen Ende der 1950er Jahre beziehungsweise nach dem März 1968. In der Stadt gab es keine jüdischen Vereine mehr – die nächsten Einrichtungen existierten in *Legnica,* einem der Lebenszentren der jüdischen Gemeinschaft in Niederschlesien. Als die Leitung der Staatlichen Schule für Agrartechnik in *Chojnów* im Jahre 1952 die Umwandlung des Synagogengebäudes in eine Turnhalle beantragt hat, bat man den Verein für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ) um eine Stellungnahme. Im Juni 1953 stimmte das Hauptvorstandspräsidium des Vereins für den Vorschlag, das Bauwerk für Ausbildungszwecke zu nutzen. Im Dezember wurde die Verwaltung des Synagogengebäudes an der *ul. Komsomolska* 3a dem Schulleiter der Agrartechnikschule übertragen.

Die jüdische Hinterlassenschaft in *Chojnów*

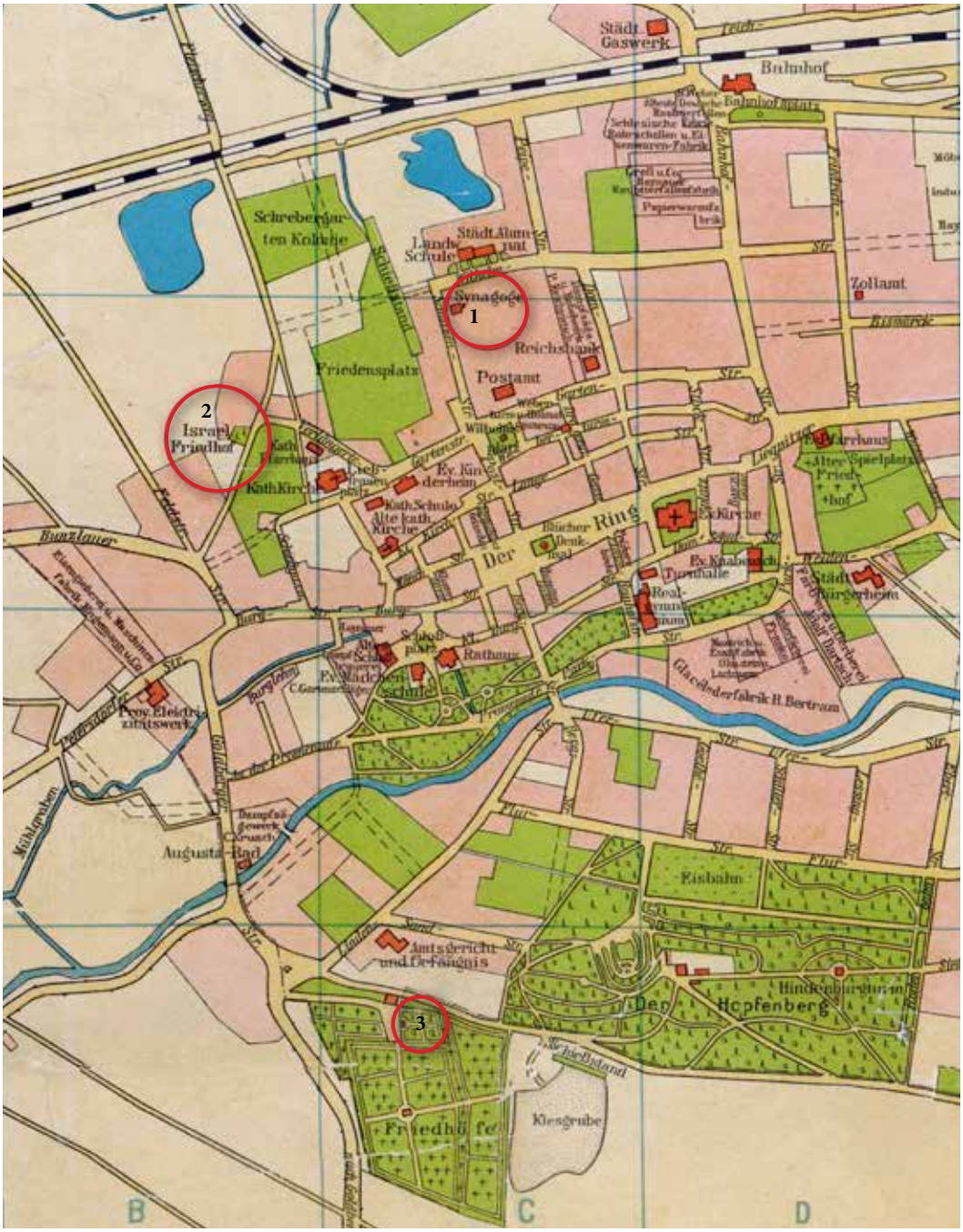
Die materiellen Überreste der jüdischen Anwesenheit in *Chojnów* sind an mehreren Orten zu finden. An der *ul. Stanisława Małachowskiego* befindet sich noch das Synagogengebäude, das allerdings immer weniger seine ursprüngliche Funktion erraten lässt. Im Jahre 2014 ging es in das Eigentum der Jüdischen Gemeinde zu *Legnica* über; heute gehört es dem Verband der Jüdischen Gemeinden (*Związek Gmin Wyznaniowych Żydowskich*) – Niederlassung *Wrocław* (Breslau). Es dient weiterhin als Turnhalle.

In der Stadt gibt es zwei jüdische Friedhöfe, die Grabsteine blieben allerdings nicht erhalten. Die Lage der Friedhöfe lässt sich anhand von Stadtplänen aus der Vorkriegszeit bestimmen. Der ältere Friedhof wurde um 1840 am westlichen Ende der damaligen Gartenstraße (heute *ul. Jarosława Dąbrowskiego*), am Bielauer Weg (*ul. Bielawska*)

errichtet. In den 1880er Jahren war die Entstehung einer neuen Begräbnisstätte erforderlich – eingeweiht hat sie am 3. Februar 1888 Rabbiner Dr. Peritz aus Liegnitz. Der neue jüdische Friedhof war zwischen dem Konradsdorfer Weg (*ul. Parkowa*) und der Kunststraße (*ul. Złotoryjska*) gelegen, in unmittelbarer Nachbarschaft zu christlichen Friedhöfen (einem kleinen katholischen und einem evangelischen), und verfügte über ein eigenes Bestattungshaus. Im Regionalmuseum (*Muzeum Regionalne*) in *Chojnów* lassen sich weitere jüdische Spuren – einige aus den örtlichen Friedhöfen stammende Grabmale – finden. Auf zwei Grabsteinen sind immer noch die Namen der Verstorbenen lesbar: Salomon, Sohn Jakobs, und Pinkus Moritz. Eine der zur Schau gestellten Matzevot wurde zwischenzeitlich als Wetzstein zum Schärfen von Werkzeugen benutzt.

An die polnischen Juden erinnert in *Chojnów* auch der Straßenname *Bohaterów Getta Warszawskiego (*Helden des Aufstands im Warschauer Ghetto*)*. Ähnlich wie in anderen niederschlesischen Orten sorgten die jüdischen Bewohner noch in den 1940er Jahren für die symbolische Erinnerung an die größte aufständische Auflehnung, deren Andenken sie seit den ersten Tagen nach dem Krieg gepflegt haben.

Matzevot aus einem der jüdischen Friedhöfe in Haynau, Regionalmuseum in Chojnów.



Ausschnitt aus dem Stadtplan von Haynau aus dem Jahre 1929 mit markierten jüdischen Einrichtungen.

1 – Synagoge
2 – alter jüdischer Friedhof
3 – neuer jüdischer Friedhof

DIE GESCHICHTE DER MUSZKA AUS *NADWÓRNA*

Mucha (Muszka, Musia) Gerstenhaber wurde im Juni 1938 in der Ortschaft *Nadwórna*, Woiwodschaft *Stanisławów*, geboren. Zu jener Zeit beobachtete eine in dem über achthundert Kilometer nordwestlich gelegenen Haynau, einer Stadt mit etwa elftausend Einwohner, ansässige Gruppe von siebenundfünfzig Juden mit steigender Verunsicherung die Repressionen seitens der Nationalsozialisten und machte sich immer ernsthaftere Gedanken darüber, die Stadt zu verlassen. Ein halbes Jahr später, im November 1938, hat man ihre Synagoge in der Schützenstraße in Brand gesetzt und demoliert, und anschließend in eine Turnhalle umgewandelt.

In *Nadwórna*, im polnischen Grenzland, dachte kaum jemand an den Krieg. Juden bewohnten diese Gebiete seit dem 16. Jahrhundert und bildeten im Jahre 1921 mehr als ein Drittel von sechstausend Einheimischen. In die Geschichte des Judentums ist *Nadwórna* dank der Chassidendynastie Leifer eingegangen, mit den berühmten Rabbinern Mordechaj Leifer (1824-1894) – dem Verfasser von „Mamar Mordechai" und Aron Lejb Leifer (1819-1897), dem Autor des Bandes „Jad Aron".

Die Familie Gerstenhaber war keine typisch jüdische Familie aus einer kleinen Stadt des Grenzlandes. Sie stand deutlich besser da als ihre Nachbarn. Muszkas Vater – Ajzyk (geboren 1906), war vor dem Krieg laut einigen Überlieferungen Direktor in einem Holzexportunternehmen beziehungsweise für die Qualitätskontrolle des Holzes zuständig. Die Mutter Golda (geborene Katz) ist 1910 zur Welt gekommen und war entsprechend der jüdischen

Mitglieder der Jugendbewegung Freiheit in Nadwórna bei der Arbeit im örtlichen Sägewerk, 1931.

Tradition Hausfrau. Sie hatten keine Abneigung gegen Assimilation, doch in *Nadwórna*, einem Ort mit lebhafter chassidistischen Tradition, war die Familie diesen Tendenzen ausgesetzt. Womöglich aus diesem Grund nannten die Eltern ihre älteste Tochter nach der Tochter des berühmten Zaddiks von Lubawicz – Chaja Muszka. Die besagte Chaja Muszka Schneerson heiratete 1928 in *Warszawa* (Warschau) Menachem Mendel Schneerson, der später als Lubawiczer Rebe (geistige Anführer der Chabad-Lubawicz-Bewegung) bekannt wurde. Der Hochzeit haben Tausende von Chassidim aus Polen, Russland und Litauen beigewohnt. Womöglich haben die Eltern Gerstenhaber sich auch für ihre Tochter gewünscht, dass auch sie einen

Mitglieder der Jugendbewegung Gordonia in der Sägemühle in Nadwórna, 1930.

hervorragenden Rabbiner heiraten und angesehene Rebbetzin wird?

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wohnten die Gerstenhabers immer noch in *Nadwórna*. Kurz später bekam die Familie Zuwachs, als Muszkas jüngerer Bruder zur Welt kam. Bevor die deutsche Besetzung im Jahre 1941 in die Stadt einmarschierte, richteten ukrainische Kampftruppen gegen die Juden aus anliegenden Ortschaften Blutbäder an. Unmittelbar nach dem Einmarsch der Wehrmacht wurden in dem Ort über tausend Menschen, hauptsächlich Juden, erschoßen. Im Frühling 1942 errichtete man in *Nadwórna* ein Ghetto und siedelte dorthin Juden aus den anliegenden Orten um. Auch die Gerstenhabers mit ihren zwei Kindern wurden dorthin gebracht.

Wie es ihnen gelungen ist, das Ghetto zu verlassen, bleibt ungewiss, doch 1942 findet sich die ganze Familie in *Lwów* (Lemberg) wieder. Vielleicht unterstützte sie jemand aus der Familie oder ein Geschäftspartner von Muszkas Vater? In *Lwów* fassten Ajzyk und Golda den möglicherweise schwierigsten Entschluss in ihren Leben und gaben ihre Kinder zur Pflege in eine fremde Familie. Ich frage mich, wie der Entscheidungsprozess verlief: Welche Kriterien waren für die Eltern von Bedeutung, dass sie fremden Menschen ihr wertvollstes Gut, die eigenen Kinder, überlassen haben? Warum haben sie diese und nicht eine andere Familie gewählt? Oder wollten sich keine anderen Menschen dieser Aufgabe stellen?

Es bleibt unbekannt, unter welchen Umständen die Kinder bei ihren Pflegeeltern eingezogen sind und warum sich diese bereit erklärt haben, sie zu erziehen. Man kann vermuten, dass die Gerstenhabers sich die Unterkunft und Verpflegung der Kinder leisten konnten. Über die Pflegefamilie steht nur fest, dass sie polnische Katholiken aus *Lwów* waren. Wir werden es wahrscheinlich nie erfahren, was sie zur Aufnahme kleiner jüdischer Kinder bewegt hat. War das eine Herzenssache, Mitleid oder einfache menschliche Solidarität?

Unabhängig von dem wahren Beweggrund mussten den Pflegeeltern die Konsequenzen dieser Entscheidung bewusst gewesen sein. Als 1942 Muszka und ihr Bruder bei der polnischen Familie einzogen, war im Generalgouvernement die von Hans Frank erlassene Verordnung über Todesstrafe für jede bewusst an Juden geleistete Hilfe geltendes Recht.

Mitglieder der Jugendbewegung Freiheit in Nadwórna, 1933.

Das weitere Schicksal der Eltern von Muszka ist wenig bekannt. Sie gelangen in das Lemberger Ghetto und teilten das Leben der Tausende gefangen gehaltenen Juden. Beide sind im Jahre 1942 verstorben, vielleicht schon kurz nachdem sie die Kinder bei der polnischen Familie abgesetzt hatten. Ajzyk war sechsunddreißig, seine Frau Golda zweiunddreißig Jahre alt. In den letzten Lebensmomenten war ihnen die Überzeugung, ihre Kinder in Sicherheit gebracht zu haben, bestimmt eine Erleichterung...

Die Bestimmung von Muszka Gerstenhaber und ihrem Bruder war jedoch eine andere als von ihren Eltern erwartet. Als die Kinder von der neuen Pflegefamilie aufgenommen wurden, war Muszka vier Jahre alt; ihr Bruder war noch jünger und mit Sicherheit beschnitten. Womöglich sahen sich ihre neuen Pflegeeltern der Herausforderung, zwei jüdische Kinder aufzuziehen, nicht gewachsen und schickten deshalb den Jungen zu einer weiteren Pflegestelle, wahrscheinlich zur Schwester der bisherigen Pflegemutter. Später ist er spurlos verschwunden – soviel eine lakonische Notiz aus der Nachkriegszeit...

Nach all den Jahren versuche ich ihre Beweggründe nachzuvollziehen. Haben sie sich von einfacher menschlicher Angst leiten lassen? Oder haben sie das Risiko, einen beschnittenen jüdischen Jungen großzuziehen höher eingeschätzt? Oder fühlten sich die polnischen Pflegeeltern nach dem Tod Gerstenhabers nicht mehr an das ihnen gegebene Versprechen gebunden? Eins ist sicher: das Schicksal Muszka Gerstenhaber Bruders bleibt unbekannt und die Chancen, dass er den Krieg überlebte, sind eher gering.

Mitglieder der Jugendbewegung Freiheit in Nadwórna, 1930.

Im Jahre 1942, wahrscheinlich bereits nach dem Tod ihrer Eltern, zog die Pflegefamilie mit Muszka nach *Kraków* (Krakau) um. Die Entscheidung, das Mädchen als eigene Tochter großzuziehen, haben die Pflegeeltern wahrscheinlich noch in *Lwów* gefällt.

Bis zum Kriegsende wohnte Muszka Gerstenhaber in *Kraków*. Die drei Jahre waren eine wichtige Zeit in ihrem Leben. Zwischen ihr und ihren Pflegeeltern war eine starke Bindung entstanden. Das Mädchen wurde als Polin und Katholikin erzogen, ihre jüdische Identität hatte sie wahrscheinlich vergessen.

Es bleibt unerforscht, wie das Schicksal von Muszka Gerstenhaber verlaufen wäre, wenn sie nach dem Krieg nicht die Schwester ihrer Mutter – Cecylia Katz, die sich auf der arischen Seite versteckte und anschließend in ein Konzentrationslager in Deutschland gebracht wurde – wiedergefunden hätte. Durch Zufall erfuhr die Tante, dass bei einer polnischen Familie in *Kraków* ein jüdisches Mädchen aus der Familie Gerstenhaber wohnt. Als sie herausgefunden hat, dass es sich um ihre eigene Nichte handelte, war sie entschlossen, ihre einzige Verwandte der Pflegefamilie wegzunehmen. Die Sache war jedoch nicht einfach. Die polnischen Pflegeeltern waren nicht bereit, auf das Kind zu verzichten; sie brachten vor, das Mädchen als eigene Tochter erzogen zu haben. Auch Muszka, inzwischen sieben Jahre alt, hielt ihre Pflegeeltern für ihre wahre Familie und wollte sie nicht verlassen. Das Mädchen behauptete entschieden, sie sei „keine Jüdin, sondern Polin". Cecylia Katz blieb nur ein Ausweg möglich: sie zog vor Gericht. Es muss eine schmerzhafte Erfahrung sowohl für Muszka wie auch für ihre Pflegeeltern gewesen sein. Noch 1945 ist

Der Ring von Chojnów nach dem Zweiten Weltkrieg.

das ausschließliche Sorgerecht für das Kind kraft Beschlusses des Bezirksgerichts in *Kraków* auf ihre einzige lebende Verwandte – die Tante Cecylia Katz – übertragen worden. Das Wohlbefinden des Kindes muss wohl kein Entscheidungsfaktor gewesen sein. So hat Muszka Gerstenhaber zum zweiten Mal die für sie wichtigsten Personen verloren – Menschen, die sie wie die eigene Tochter geliebt und für sie vor Gericht gekämpft haben.

Das Mädchen wurde unter Obhut ihrer Tante gestellt – einer für sie vollkommen fremden Person. Aus unbekannten Gründen war es Cecylia Katz nicht möglich, das Kind zu versorgen. Es bleibt ferner ungewiss, wie Muszkas Schicksal bis 1946 war. In einem Archivalbeleg gibt es allerdings einen Hinweis darauf, dass sie in dem Zeitraum 1945-1946 in *Chorzów* (Königshütte O.S.) wohnhaft war. In der Stadt gab es zu der Zeit ein jüdisches Waisenhaus, wo

Der Ausblick auf die alte Bebauung von Chojnów, nach dem Zweiten Weltkrieg.

auch viele aus polnischen Häusern „wiedergewonne" Kinder lebten. Vielleicht ist auch Muszka dorthin gelangt, als ihre Tante für sie nicht mehr sorgen konnte?

Im Juni 1946 ereignete sich eine weitere Wendung im Leben des Mädchens, als es unter Obhut eines in *Chojnów* lebenden jüdischen Ehepaares, Szalom (Szlomo) Ejges und seiner Frau, gestellt wurde. Es ist unbekannt, ob die Ejges mit dem Mädchen verwandt waren oder es als eine einfache kinderlose jüdische Familie aufgenommen haben in der Absicht, einem Waisenkind ein Zuhause zu geben. Der neue Pflegevater Szalom Ejges stammte aus *Wilno* (Vilnius) und war ein Aktivist der lokalen jüdischen Gemeinschaft in *Chojnów*. Dorthin ist er Anfang Mai 1946 als Gruppenführer mit einem Repatriiertentransport aus Schymkent in Kasachstan eingereist. Später war er Mitgründer des lokalen jüdischen Komitees, Vorsitzender und Veranstalter der Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung TOZ (dieser Organisation gehörte er bereits

Chojnów nach dem Zweiten Weltkrieg.

vor dem Krieg an) und sogar Schulleiter. Er war überzeugter Zionist – im Komitee vertrat er den Verband *Hashomer Hatzair*.

Archivdokumenten zufolge reiste Muszka Gerstenhaber nach *Chojnów* aus *Katowice* (Kattowitz) am 22. Juni 1946 an. Ihre neue Pflegefamilie bewohnte eine Wohnung in der Straße *ul. Repatriantów 12* (heute *ul. Wincentego Witosa*), in der Nachbarschaft einiger jüdischen Organisationen. Muszka konnte sich in der neuen Realität nicht zurechtfinden, zumal hielt sie sich für Polin und Katholikin. Auch in dem neuen Zuhause ging sie in der Anfangsphase „katholischen Ritualen" nach. Ich führe mir ein achtjähriges Mädchen vor Augen, das in ihrem jüdischen Zuhause jeden Abend zur Abendanbetung niederkniet, sich bekreuzigt und ein Gebet spricht – wie sie es in den vergangenen Jahren mit ihrer Pflegemutter verrichtete – und das sonntags unbedingt für die Messe in die örtliche Kirche gehen will.

Ihre Eingewöhnung an die jüdische Gemeinschaft war nicht einfach, doch ihre Pflegeeltern gaben sich große Mühe, dass Muszka wieder Jüdin wird. Sie schickten sie in die Jüdische Szalom-Alejchem-Allgemeinschule in *Chojnów* – dieselbe, an der Szalom Ejges später Schulleiter werden sollte. Nachmittags besuchte sie – in Begleitung jüdischer Altersgenossen – das Tagesinternat. Aus zahlreichen Gründen durfte sie sich anders als alle andere fühlen: Sie war das einzige Kind, das den Krieg im polnischen Gebiet überlebte (die anderen Kinder verbrachten den Krieg in der UdSSR, einige von ihnen sind dort sogar geboren worden), das von einer katholischen Familie gerettet wurde und die einzige Waise – die meisten ihrer Kameraden und Kameradinnen hatten beide Elternteile. Langsam lernte sie wieder Jiddisch kennen, doch im Alltag sprach sie Polnisch. Ursprünglich wollte sie Jiddisch überhaupt nicht sprechen, doch sie verstand es von Anfang an und lernte schnell, sich schriftlich dessen zu bedienen. Auf wenigen erhalten gebliebenen Archivdokumenten ist eine eigenhändige Unterschrift des Mädchens zu sehen, das gerade lernte, ihren jüdischen Namen zu schreiben. In den vorangegangenen Jahren hieß sie doch vollkommen anders – entsprechend dem Taufschein, den ihre polnischen Pflegeeltern besorgt hatten. Interessanterweise änderte Muszka Gerstenhaber ungefähr zu dieser Zeit wieder mal in ihrem kurzen Leben ihre Identität. Seit 1947 wird in offiziellen

Unterlagen Musia Ejges erwähnt, was darauf hinweist, dass ihre Pflegeeltern sie an Kindes statt genommen und ihr ihren Namen gegeben haben. Unter ihrem „alten" Namen wird sie später nur noch in den Akten der Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung (TOZ) geführt – als Waisenkind bekam sie durch die Gesellschaft eine Hilfeleistung von OSE, einer internationalen jüdischen Hilfsorganisation für Kinder.

Die neuen Pflegeeltern waren überzeugt, eine starke Bindung zu Muszka entwickelt zu haben. Frau Ejges behauptete sogar, dass das Mädchen sie für die während der Okkupation verlorene Mutter halten würde. Wer weiß, vielleicht erfanden die Ejges diese Geschichte zum Wohle des Kindes, das innerhalb einer kurzen Zeit zwei Familien verloren hat und aus unbekannten Gründen von einer Tante verlassen worden ist.

Wie war das weitere Schicksal von Muszka und ihren Pflegeeltern? Wahrscheinlich wohnten sie bis Oktober 1947 in *Chojnów*. Dann zog die Familie nach *Ząbkowice Śląskie* (Frankenstein), ebenfalls eine Kleinstadt in Niederschlesien, in ein Haus an der *ul. Marii Konopnickiej 14*. Dort lebten sie mindestens bis Ende 1948. Die weitere Geschichte von Muszka Gerstenhaber-Ejges lässt sich nicht nachvollziehen. Es ist naheliegend, dass die Ejges – wie Tausende polnischer Juden – die Entscheidung über Auswanderung getroffen haben. Angesichts der zionistischen Überzeugung des Szalom Ejges lässt sich vermuten, dass sie nach Israel gegangen sind, um dort ein neues Leben aufzubauen. Eine einzige Spur konnte in *Yad Vashem* (Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel im Holocaust) entdeckt werden, wo 1956 eine gewisse Mala Eiges, die sich als Verwandte der Gerstenhaber ausgab, Zeugnis über eine Verstorbene aus dieser Familie Namens Lea gab, die in einem Lager in *Nadwórna* ums Leben gekommen war. Möglicherweise war sie Muszkas Pflegemutter?

Es gibt ferner keine Hinweise auf die polnische Familie, die Muszka Gerstenhaber aufgenommen hat. Ihr Name wird auch nicht auf der Liste der Gerechter unter den Völkern aufgezählt – das bedeutet, dass deren ehemalige Schutzbefohlene sich nicht entschieden hat, die Familie, die ihr Leben gerettet hat, zu ehren. Vielleicht wollte sie als erwachsene Frau keine Reise in die Vergangenheit unternehmen? Oder schätzte sie im Nachhinein deren Verhalten, insbesondere im Bezug auf ihren kleinen Bruder, vollkommen anders ein?

Sollte sie noch am Leben sein, ist Muszka Gerstenhaber-Ejges heute fast achtzig Jahre alt. Und sie trägt mit Sicherheit einen anderen Namen. Wie war ihr Schicksal, nachdem sie Polen verlassen hatte? Was machte sie in ihrem Leben, wie groß war ihre Familie, und vor allem: ob sie jemals an ihre hier verbrachte Vergangenheit zurückdachte? In ihrer neuer Heimat konnte man nicht nur durch die Annahme eines hebräischen Namens zum neuen Menschen werden, sondern auch – und das ist viel wichtiger – ein neues Leben beginnen. Für Muszka Gerstenhaber wäre das nichts Neues – in ihrem Leben wechselte sie mehrmals ihre Identität. Aus diesem Grund scheinen im Nachhinein ihre Erfahrungen aus der in der niederschlesischen Kleinstadt verbrachten Zeit besonders wichtig, als sie in der Begleitung von schwer erfahrenen jüdischen Umsiedlern aufs Neue lernte, Jüdin zu sein.

GŁOGÓW (GLOGAU)

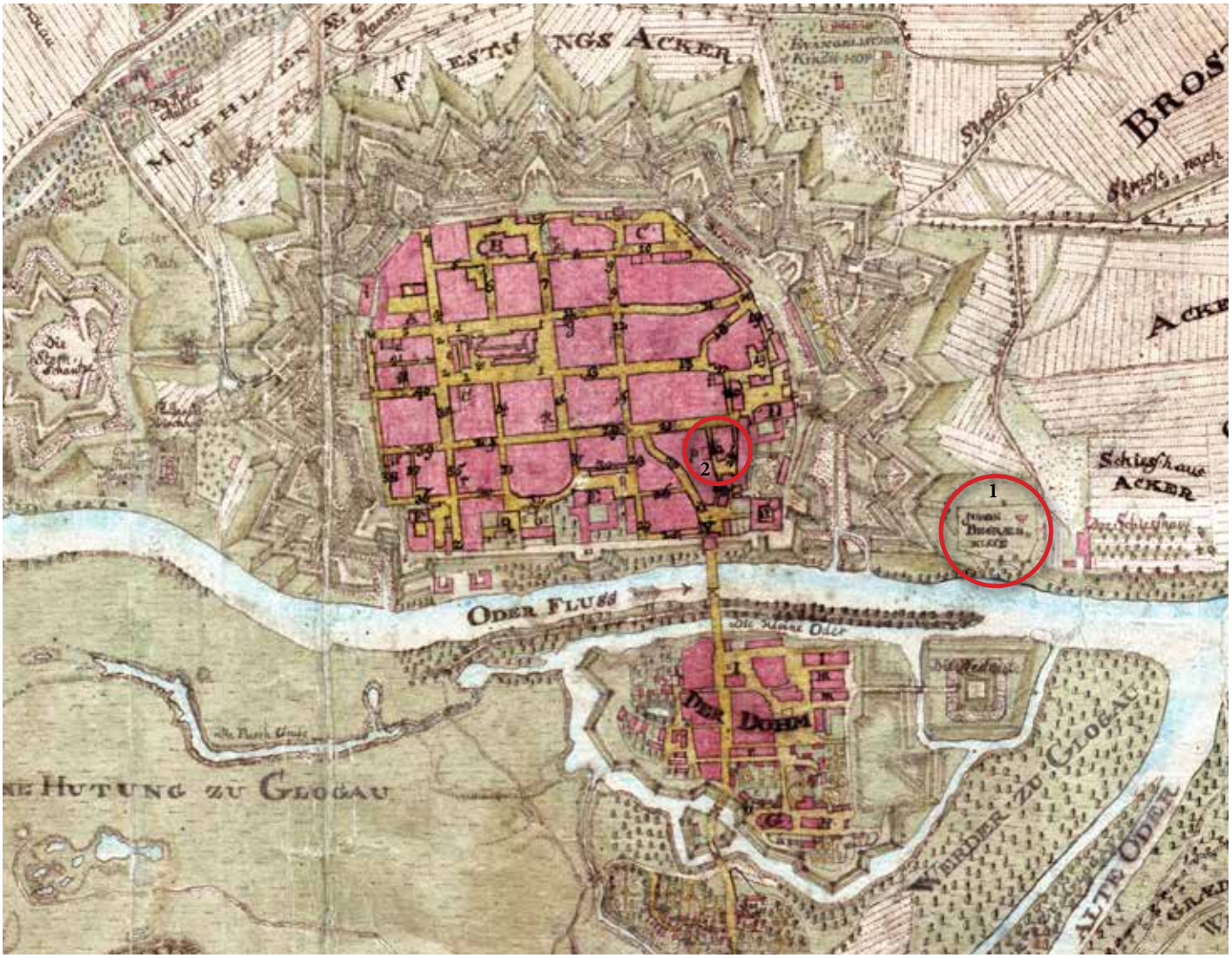
SYNAGOGEN UND JÜDISCHE FRIEDHÖFE VON GLOGAU

Synagogen und Gebetshäuser

Głogów ist die einzige Ortschaft Schlesiens, wo die jüdische Besiedlung ununterbrochen seit über siebenhundert Jahren andauerte. In dieser Zeit brachte die Gemeinschaft viele großartige Rabbiner, Schriftsteller und Wissenschaftler hervor und die örtliche jüdische Gemeinde galt als eine der vermögendsten und namhaftesten Gemeinschaften Europas.

Die Juden zogen hier wahrscheinlich bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein, doch der erste Hinweis auf ihre Anwesenheit stammt aus dem Jahre 1280.

Die Synagoge an der Wingenstraße (heute ul. Hugona Kołłątaja) in Glogau mit Katholischem St.-Elisabeth-Krankenhaus.



Ausschnitt aus dem Stadt- und Festungsplan von Glogau mit gekennzeichneten jüdischen Objekten, 1700-1800.

1 – jüdischer Friedhof an der Route nach Beichau (Biechów), **2** – Synagoge in der Bailstraße

Es lässt sich auch nicht ermitteln, wann in der Stadt eine erste Synagoge entstanden ist; erstmalig wurde sie in einem Schutzbrief des Herzogs Heinrich III. von Glogau im Jahre 1299 erwähnt. In vierunddreißig Paragraphen der Urkunde sind Rechte und Pflichten der jüdischen Gemeinschaft verankert. Mitenthalten ist auch eine Regelung zum Schutz der Synagoge: „Ein Christ, der die Synagoge angreift, wird mit einer Strafzahlung in Höhe von zwei Talenten bestraft". Die erste Synagoge und die jüdischen Unterkünfte waren wahrscheinlich am Brostauer Tor, in der Nähe der Burg, gelegen und unterlag der Gerichtshoheit des Herzogs.

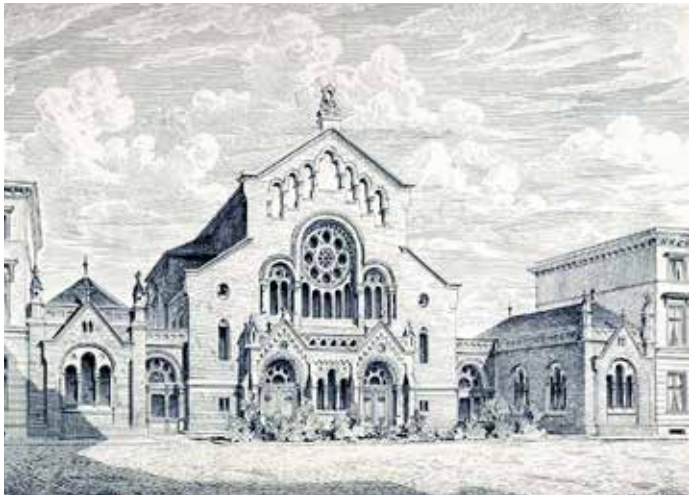
Zu Beginn der Neuzeit ersuchten die Oberhäupter der jüdischen Gemeinde bereits im Jahre 1620 den Kaiser Ferdinand II. um Einwilligung in die Errichtung eines Gotteshauses im Hoheitsgebiet der Burg. Der Glogauer Stadtrat hat den Antrag unter dem Hinweis auf das kanonische Recht, das die Aufstellung von Synagogen untersagte (mit der Ausnahme der Fälle, wenn es der Bekehrung der Juden dienen sollte), abgewiesen. Die Erlaubnis wurde zwei Jahre später erteilt, doch der Aufbau der Synagoge wurde wegen des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) verzögert. Letztendlich wurde sie im Jahre 1636 in der Bailstraße errichtet (die Straße existiert heute nicht mehr), finanziert durch Familie des Israel Benedicta. Das Gebäude überdauerte bis 1678, als es während eines Brandes des jüdischen Viertels vom Feuer verzehrt wurde.

Der Wiederaufbau der Synagoge in der Bailstraße ist erst im Jahre 1714 gelungen. Es ist bekannt, dass sie Ende des 18. wie auch im 19. Jahrhundert mehrmals ausgebaut und im Jahre 1877 um einen westlichen Anbau vergrößert wurde. Die Höhe des Innenraumes der Synagoge betrug 13 m. Der wahrscheinlich zu dieser Zeit erfolgte Einbau einer Orgel, die im Fachbetrieb für Orgelbau und -rekonstruktion der Gebrüder Walter aus Guhrau (Góra) entstanden ist, zeugte von fortschrittlichem Charakter des Tempels. Der erste jüdische Gottesdienst Deutschlands in

Synagoge von Glogau in der Wingenstraße.

Begleitung der Orgelmusik fand erst im Jahre 1810 statt und bis zum 19. Jahrhundert kamen Orgeln in Synagogen nur vereinzelt vor. Dafür hat es mehrere Gründe gegeben: zum einen war das Orgelspiel mit dem Verbot des Musikspielens unvereinbar, das als Trauerzeichen an die

Panorama von Glogau mit markiertem Gebäude der alten Synagoge in der Bailstraße, ca. 1912.



Ein nicht verwirklichtes Projekt der Synagoge von Glogau, entworfen von den Architekten Wilhelm Cremer und Richard Wolffenstein (in Quellen irrtümlich als „Breslau“ bezeichnet).

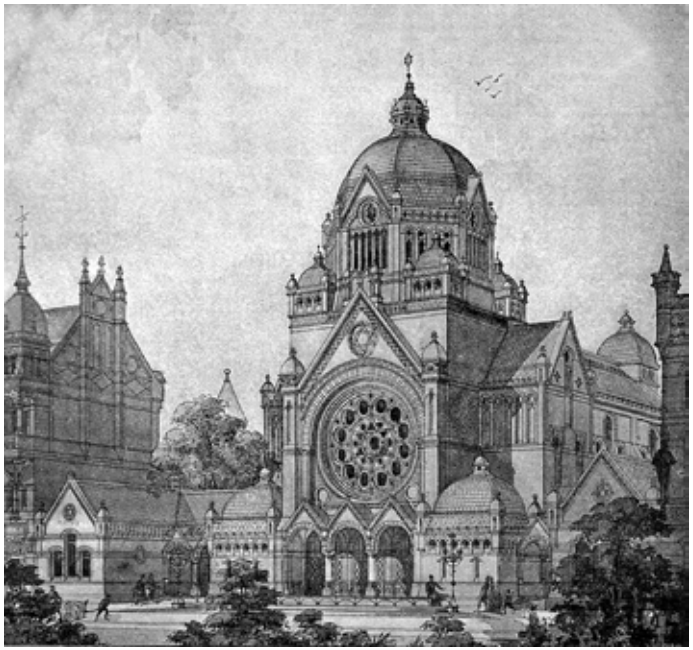
Zerstörung des Tempels von Jerusalem erinnern sollte, zum anderen verstieß es gegen das am Schabbat geltende Arbeitsverbot und stellte eine unzulässige Nachahmung der nichtjüdischen Gebetsformen dar.

Im 19. Jahrhundert gab es in Glogau auch private Gebetshäuser, die meisten wurden jedoch im Jahre 1838 als Konkurrenz der Synagoge geschlossen. Ein gesonderter Gebetssaal wurde für französische Juden – Kriegsgefangene des französisch-preußischen Krieges 1870/1871 – errichtet.

Ende der 1880er Jahre traf die jüdische Gemeinde von Glogau die Entscheidung über die Errichtung einer neuen Synagoge. 1889 schrieb der Vorstand einen Architektenwettbewerb für Entwurf des Neubaus aus. Die in der Fachpresse (sogar in der Schweiz) veröffentlichten Anzeigen verkündeten für die zwei besten Projekte Preise von 1.500

beziehungsweise 1.000 Mark. Die Entwürfe bewertete ein aus drei Architekten bestehender Ausschuss. Eingegangen sind achtzehn Arbeiten, darunter die als Preisträger gekrönten Entwürfe zweier Berliner Baumeister: des Architektenbüros Cremer & Wolffenstein (das später auch die Synagoge von *Poznań* / Posen entwarf) sowie des Bruno Schmitz. Letztendlich hat man sich jedoch für die Realisation eines Projekts des Berliner Architektenpaars Hans Abesser und Jürgen Kröger entschieden. Der Grundstein wurde im Jahre 1890 feierlich gelegt.

Da die neue Synagoge in der ersten Linie den Rang der jüdischen Gemeinde von Glogau widerspiegeln sollte, legte man einen besonderen Wert darauf, ihr einen repräsentativen Charakter zu verleihen. Für das Gebäude wurde ein prestigereicher Platz im Herzen der Wilhelmstadt, des neuen Stadtviertels von Glogau, an der späteren Wingenstraße



Ein Entwurf der Synagoge von Hans Abesser und Jürgen Kröger.

Innenansicht der Glogauer Synagoge.

(*ul. Hugona Kołłątaja*) gewählt. Die Baukosten von über einer Million Mark mussten für die jüdische Gemeinde von Glogau, die zu dieser Zeit aus 850 Mitglieder bestand, eine große Belastung bedeutet haben, doch der Endeffekt stellte alle zufrieden. Den Kern des Gebäudes bildete ein zweiunddreißig Meter hoher Turmteil, gekrönt mit einer Kuppel. An den Seiten wurden zwei Flügel mit gesonderten Eingängen errichtet – in dem rechten wohnte der Synagogendiener Pohl, in dem linken wurde ein kleiner

Synagoge von Glogau, Postkarten um die Wende des 19./20. Jahrhunderts.

Gebetssaal arrangiert. Die Frontfassade wurde mit glasierten Formsteinen bestückt; eine riesige Rosette über dem Haupteingang erinnerte an den Dom von Straßburg.

Die Arbeit der Architekten würdigte man in der Fachpresse: „Es ist ihnen vor allem gelungen, dem Gebäude eine einzigartige Form zu verleihen, die selbst einem Laien eine Synagoge problemlos erkennen lässt. Das Äußere ist ihre Stärke; die schön entworfene schmückende Kuppel über der Empore bildet mit dem Flügelbau einen besonders guten Ausblick; selbst die farbig glasierten Ziegeldächer verleihen der Synagoge einen besonderen Charakter, der durch zahlreiche kleine Kuppeln und kuppelähnlichen Schmuck verstärkt wird. Neben den Synagogen von Köln und Karlsruhe gehört der jüdische Tempel in Glogau zu den einzigartigen neuen Synagogen, was die Außenform anbelangt". Als Anregung wurden andere Synagogen, insbesondere die von Albert Schmidt entworfene und im Jahre 1887 fertiggestellte Synagoge von München, sowie christliche Kirchen, darunter die 1890 nach einem Entwurf von Franz Schwechten erbaute Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche oder sogar der Straßburger Dom, erwähnt.

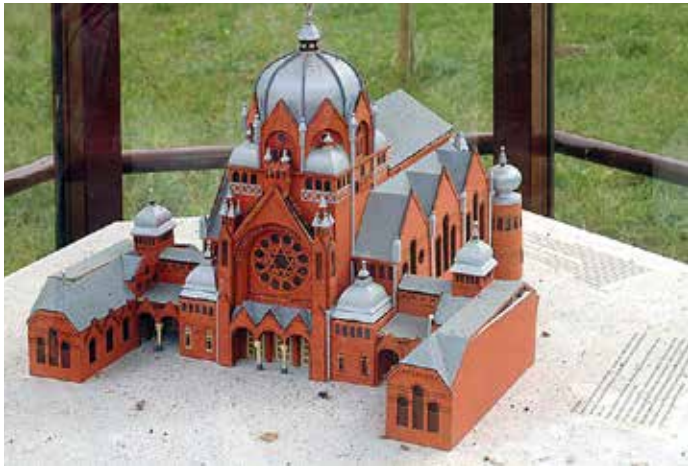
An der Einweihung der Synagoge am 15. September 1892 nahmen viele namhafte Angehörige der jüdischen Gemeinschaft, Vertreter der Stadtverwaltung, des Militärs und des christlichen Klerus sowie Stadtbewohner teil. Die Feier endete mit einem Gebet für Kaiser und Reich, begleitet von der Hymne *Die Himmel rühmen des Ewigen* von Ludwig van Beethoven.

Das Innere der Glogauer Synagoge war eindrucksvoll. Das Hauptschiff war 17 x 15 m groß und 15 m hoch. In dem Gebäude gab es Sitzplätze für dreihundert Männer und zweihundertfünfzig Frauen. Der Raum wurde mit einer für ihren Wohlklang weltberühmten Silberstein-Orgel ausgestattet.

Zu gleicher Zeit ist in der Mohrenstraße (*ul. Garncarska*) ein Gebetshaus der kleinen jüdischen Orthodoxengemeinde erbaut worden, in dem unter anderen die aus polnischen Gebieten stammende konservative Juden beteten.

Dass man erst im Jahre 1894 das alte Synagogengebäude an die Methodistengemeinde für dreiundzwanzigtausend Mark veräußert hat, lässt darauf schließen, dass die Glogauer Juden diese Summe für die Errichtung des neuen Tempels nicht gebraucht haben. Die Methodisten bauten das Gebäude als Kapelle um – die Orgelempore und den Männersaal erhöhte man und funktionierte die höhere Partie zu Wohnungen um. Als Zionskirche überdauerte die ehemalige Synagoge bis zum Zweiten Weltkrieg.

Die Synagoge in Glogau existierte nur sechsundvierzig Jahre. Während der Reichspogromnacht 1938 hat man sie geplündert und in Brand gesetzt, während der Feuerwehr die Aufgabe aufgetragen wurde, die anliegenden Gebäude – insbesondere das St. Elisabeth-Krankenhaus und die Wohnung des Synagogenwächters Pohl – vor dem Ausbreiten des Feuers zu schützen. Die Überreste des Gebäudes sollten in die Luft gesprengt werden (wie es mit der Breslauer Synagoge Am Anger geschehen ist), doch man hat



Modell der Glogauer Synagoge, Głogów, ul. Hugona Kołłątaja.

befürchtet, dass dadurch auch umliegenden Häuser beschädigt würden. Aus diesem Grund hat man die Trümmer bis auf das Fundament mit Spitzhacken zerlegt. Als während des Zweiten Weltkrieges Glogau im Jahre 1944 zur Festung erklärt wurde, traf man Vorbereitungen, um den ehemaligen Keller der Synagoge als Luftschutzbunker für das in dem St.-Elisabeth-Krankenhaus errichtete Lazarett zu nutzen.

Obwohl nach dem Krieg zahlreiche polnische Juden nach Niederschlesien gezogen sind, wurde *Głogów* nicht zu deren Ansiedlungsstätte. Doch die deutschen Juden haben ihre Heimat nicht vergessen. Auf Anregung Franz D. Lucas, des Sohnes des letzten Glogauer Rabbiners, ist am fünfundfünfzigsten Jahrestag des Synagogenbrandes im Jahre 1993 ein Denkmal zur Ehre der Juden von Glogau enthüllt worden. Es sollte bekräftigt werden, dass damit zum ersten Mal in Niederschlesien einer Synagoge bedacht wurde, die während der Reichspogromnacht zerstört worden war. An der Feier nahmen Vertreter der Stadtverwaltung, des Klerus, Dr. Franz D. Lucas, der aus Glogau stammende Rabbiner Prof. Nathan Peter Levinson aus London sowie ein Vorstand des Glogauer Heimatbundes e.V., Vertreter der deutschen Partnerstädte und zahlreiche Stadtbewohner teil. Das Denkmal hat Architekt Ing. Dariusz Wojtowicz in Anlehnung an eine Projektion der ehemaligen Synagoge entworfen. Das Monument besteht aus einem Gebäudeumriss und einem Obelisk mit einer polnischen und hebräischen Inschrift: „Das Denkmal wurde durch die Bewohner von *Głogów* in Anerkennung der unvergesslichen Verdienste der jüdischen Gemeinschaft und deren letzten geistlichen Anführers, Rabbiner Dr. Leopold Lucas, für die gesellschaftlich-kulturelle Entwicklung der Stadt und im Andenken an die Tragödie der in diesem Gebiet für über siebenhundert Jahre bis zu ihrer Vertreibung im Jahre 1942 wohnhaften Juden an dem Ort der im Jahre 1938 durch Nationalsozialisten beschädigten Synagoge errichtet. Der Stadtrat von *Głogów*“. In einer Glasvitrine daneben hat man eine Makette der Synagoge platziert.

Das Grundstück wurde im Jahre 2002, kraft des Gesetzes vom 20. Februar 1997 über das Verhältnis des Staates zu jüdischen Gemeinden in der Republik Polen, Eigentum der Jüdischen Glaubensgemeinde von *Legnica*.

Jüdische Friedhöfe in Glogau

Innerhalb der siebenhundert Jahre ihrer Existenz nutzte die jüdische Gemeinde von Glogau insgesamt vier verschiedene Begräbnisstätten. Die erste ist wahrscheinlich im 13. Jahrhundert entstanden und ihre Unantastbarkeit wird in dem bereits erwähnten Schutzbrief des Fürsten Heinrich III. von Glogau aus dem Jahre 1299 bestätigt: „Ein Christ, der den jüdischen Friedhof entehrt oder beschädigt, soll neben einem Entzug seiner Vermögenswerte – entsprechend den Landesgesetzen – hart bestraft werden“. Bis heutigem Tage sind aber weder Grabsteine noch Archivalbelege überliefert worden, die die Existenz beziehungsweise Lage des Gräberfeldes bestätigen würden. Einige Forscher vermuten, dass es an dem Weg nach Brostau (*Brzostów*) oder im Gebiet des heutigen Flussbettes der Oder liegen könnte (dort hat man 1935 Steine mit hebräischen Inschriften entdeckt).

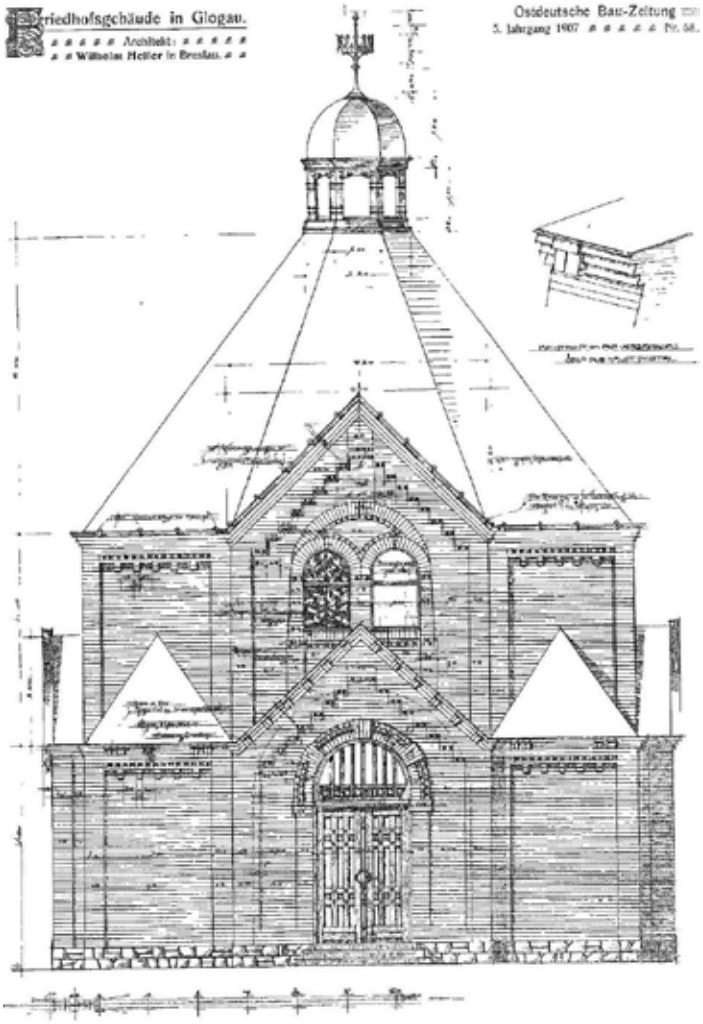
Der chronologisch betrachtet zweite Friedhof wurde im 17. Jahrhundert auf die Anregung von Israel Benedict und Michael Sachs gegründet. Im Jahre 1622 wandten sich die beiden Anführer der jüdischen Gemeinde an den Kaiser Ferdinand II. von Habsburg, das neue Oberhaupt von Schlesien, mit einem Antrag auf Einwilligung in die Entstehung einer Begräbnisstätte in der Burgjurisdiktion. Das Gräberfeld ist an der Route nach Beichau (*Biechów*) entstanden und hat bis 1666 bestanden. Ein Teil wurde bereits zuvor während des Ausbaus der Stadtfortifikationen zerstört.

Der dritte jüdische Friedhof in Glogau ist im Jahre 1666 auf einem Grundstück in der Nähe des Festungsgrabens, des Schießplatzes und der Oder gegründet worden, das von Frau von Reischewitz angekauft wurde. Die Begräbnisstätte wurde in den Jahren 1685, 1716 und 1721 um anliegende Parzellen erweitert. Seit 1724 durften einem kaiserlichen Beschluss entsprechend auf dem Friedhof keine ortsfremden Juden bestattet werden. Während des Ersten Schlesischen Krieges zerstörte man das Gräberfeld in Vorbereitung auf die Belagerung der Festung Glogau und machte es im Jahre 1740 dem Erdboden gleich.

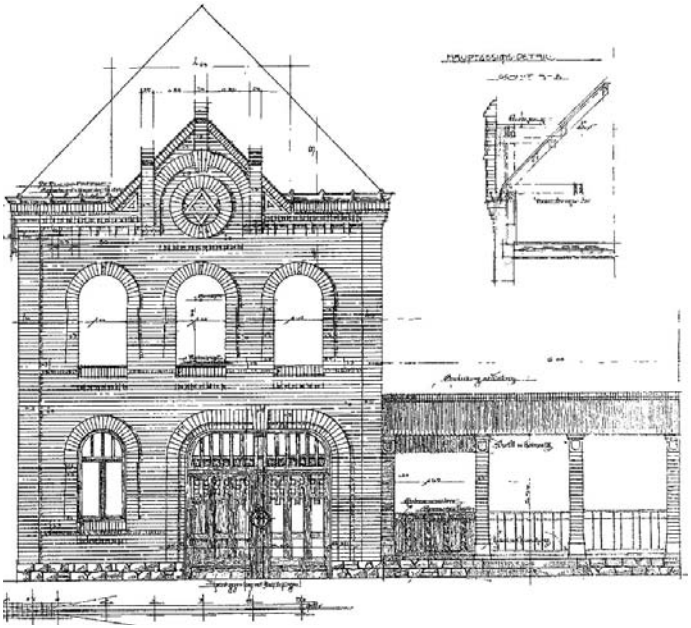
Wieder in Betrieb genommen wurde der Friedhof im Jahre 1743, als infolge des Übergangs Schlesiens unter die preußische Regierung die Juden das Recht auf eine eigene Begräbnisstätte erhielten. Die Begräbnisstätte wurde leider während des nächsten Krieges, der über Schlesien hinwegfegte, erneut beschädigt. Als in den Jahren 1813-1814 die preußischen und russischen Truppen Glogau belagerten, wurden die Grabsteine aus dem jüdischen und evangelischen Friedhöfen zum Festungsaufbau verwendet.

Die namhafteste Person, die auf dem Friedhof beigesetzt wurde, war hervorragender Philosoph Salomon Maimon (1754-1800), gleichwohl war der genaue Ort wie auch die Einzelheiten seiner Beisetzung über Jahre sagenumworben. Maimon verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Nieder Siegersdorf bei Freystadt in Schlesien (*Podbrzezie Dolne koło Kożuchowa*), in dem Gutshof eines seiner Anhänger – des Grafen Heinrich W.A. von Kalckreuth. Obwohl er aus einer jüdischen Orthodoxenfamilie stammte, distanzierte er sich vom Judaismus und wurde zum konfessionslosen Philosophen, dessen rationale Weltanschauung in den orthodoxen jüdischen Kreisen große Kontroversen erregte. Er wünschte sich, auf dem Anwesen seines Schirmherren begraben zu werden, doch diesem Wunsch wurde nicht stattgegeben. Nach seinem Ableben

Porträt Salomon Maimons.



Begräbnishaus auf dem jüdischen Friedhof von Glogau in der heutigen ul. Henryka Sienkiewicza, entworfen von Wilhelm Heller.



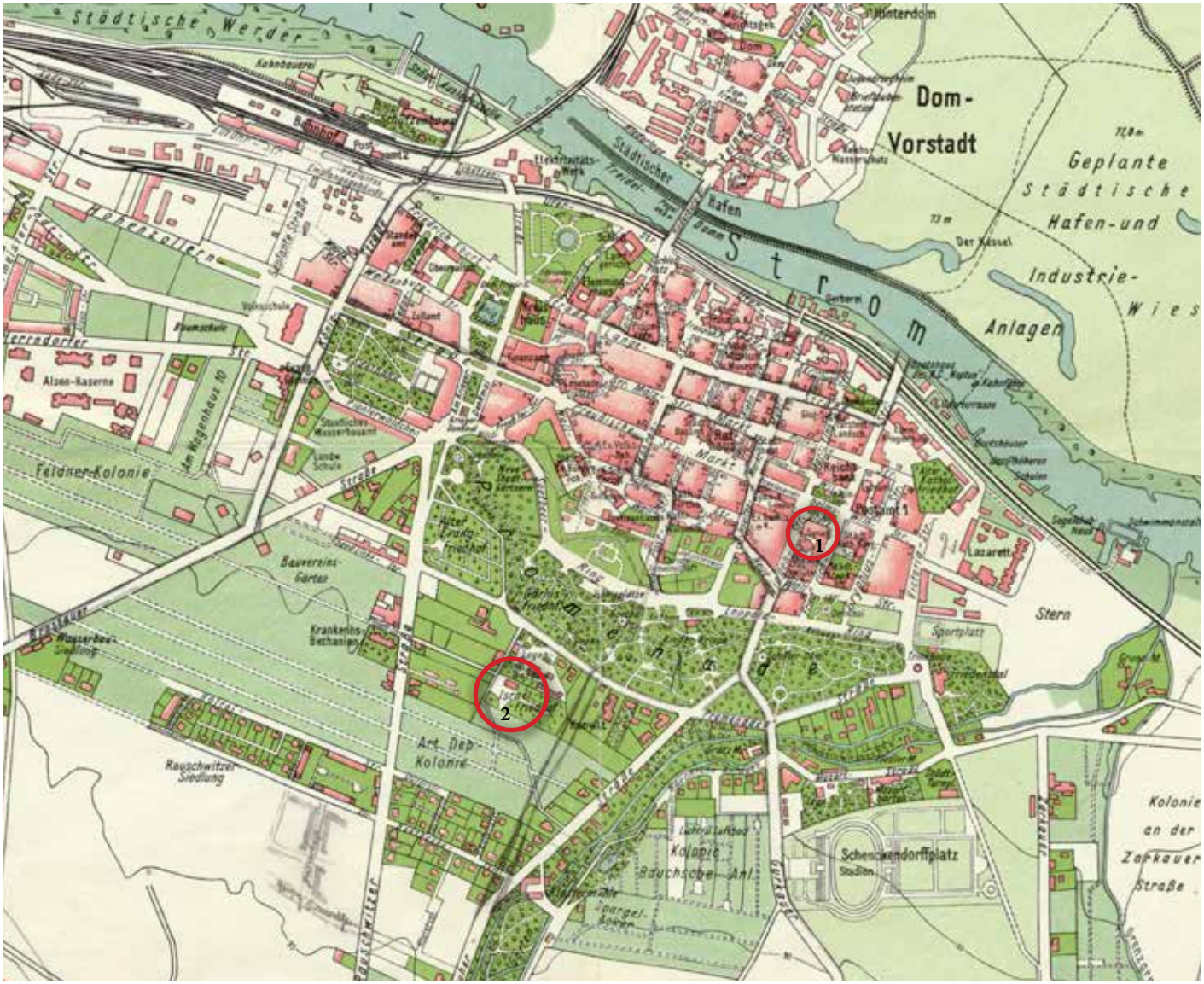
Ein Entwurf des Verwaltungsgebäudes für den jüdischen Friedhof von Glogau in der heutigen ul. Henryka Sienkiewicza, Architekt: Wilhelm Heller.

im Jahre 1800 ist Salomon Maimon auf dem jüdischen Friedhof in Glogau beigesetzt worden. Die Beerdigung wurde als eine nichtreligiöse Feier ausgerichtet; nach einer Überlieferung sollte er als Ketzer, Atheist und Freidenker an der Friedhofsmauer begraben worden sein.

Der jüdische Friedhof, auf dem Salomon Maimon ruhte, wurde im Jahre 1857 wegen des Baus einer Bahnverbindung zwischen Glogau und Lissa (*Leszno*) aufgelöst. Man hatte die Entscheidung getroffen, dreihundert Verstorbene auf den neuen Friedhof umzubetten; später, als weitere Teile der Begräbnisstätte enteignet wurden, hat man weitere hundertsechs Gräber umgebettet. Endgültig gehört der Friedhof der Vergangenheit seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts an. Es ist wissenswert, dass nach dem jüdischen Religionsrecht eine Exhumierung grundsätzlich unzulässig ist – mit zwei Ausnahmen: wenn die Überreste in das Heilige Land oder aus einer vorläufigen Begräbnisstätte (oder einem nichtjüdischen Friedhof) auf einen jüdischen Friedhof überführt werden sollen beziehungsweise wenn die Gefahr besteht, dass das Gräberfeld geschändet oder zerstört werden könnte.

Der vierte und letzte jüdische Friedhof von Glogau wurde an dem sogenannten Freimaurergarten (an der heutigen *ul. Henryka Sienkiewicza*) angelegt und hatte eine Fläche von hundertzehn Ar. Die letzte Beisetzung fand auf dem Friedhof im Jahre 1937 statt. Sechs Jahre später übernahm ihn die Gestapo und wandelte die Begräbniskapelle in ein Lager für beschlagnahmtes jüdisches Hab und Gut um. Auf dem Grundstück wurden anschließend Hilfsgebäude der Militärkommandantur errichtet und die Grabsteine und Grabplatten wurden an örtlichen Steinmetze verkauft. Weitere Schäden trug die Nekropole während der Stadtbelagerung im Jahre 1945 davon. Vereinzelte Grabmale waren auf dem Friedhof noch 1946 vorzufinden.

Die vorzeitige Auflösung des Friedhofs folgte zwanzig Jahre später und wurde durch die Woiwodschaftsverwaltung in *Zielona Góra* (Grünberg) mit der „Notwendigkeit der Lokalisierung einer Investition in Verbindung mit dem Aufbau eines Wohnviertels für das Kupferrevier *Głogów-Legnica*“ begründet – damit gemeint war die neue Wohnsiedlung *Głogów II*. Der jüdische Friedhof lag mitten in dem Gebiet der geplanten Siedlung. Da es seit der letzten Beisetzung (1937) keine vom Recht geforderten vierzig Jahre verstrichen waren, hatte man sich für eine Umbettung der Gräber aus den Jahren 1928 bis 1937 entschlossen. Die Exhumierung von neunzehn namentlich bekannten Personen wurde im Jahre 1968 durchgeführt. Da es in der Stadt keinen jüdischen Friedhof mehr gab, wurden sie in einem Massengrab auf dem Kommunalfriedhof an der *ul. Legnicka* beigesetzt. Heute ist dieser Ort symbolisch verewigt. Anschließend wurde das Friedhofsgebiet an der *ul. Henryka Sienkiewicza* planiert und zur Erschließung bestimmt.



Ein Ausschnitt aus dem Stadtplan von Glogau mit gekennzeichneten jüdischen Objekten, ca. 1930.

1 – Synagoge in der Wingenstraße, **2** – Friedhof bei den sog. Freimaurergarten

Fragmente der Matzevot, entdeckt bei Głogów und gesichert durch die Mitglieder der Bewegung der Entdecker der Geheimnisse von Głogów GROT.

Bebaut wurde es mit den Gebäuden der 7. Grundschule und einem asphaltierten Spielfeld. Die einzigen Überreste aus dem Friedhof sind paar Matzevot, die in dem örtlichen Rathaus aufbewahrt werden, einige befinden sich auch im Privatbesitz.

Nach siebenhundert Jahren der jüdischen Anwesenheit in der „Stadt der Weisen und Schriftgelehrter" sind nur wenige materiellen Spuren erhalten geblieben – das Lapidarium und vereinzelte Matzevot. Doch die Bewohner von *Głogów* bemühen sich, die Erinnerung an die ehemalige Pracht des deutschen Glogau wiederzuerlangen und das Andenken an die Juden gehört zu diesem Vermächtnis.

Der Grabstein von Paul Lernau auf dem jüdischen Friedhof von Glogau, nach 1932.

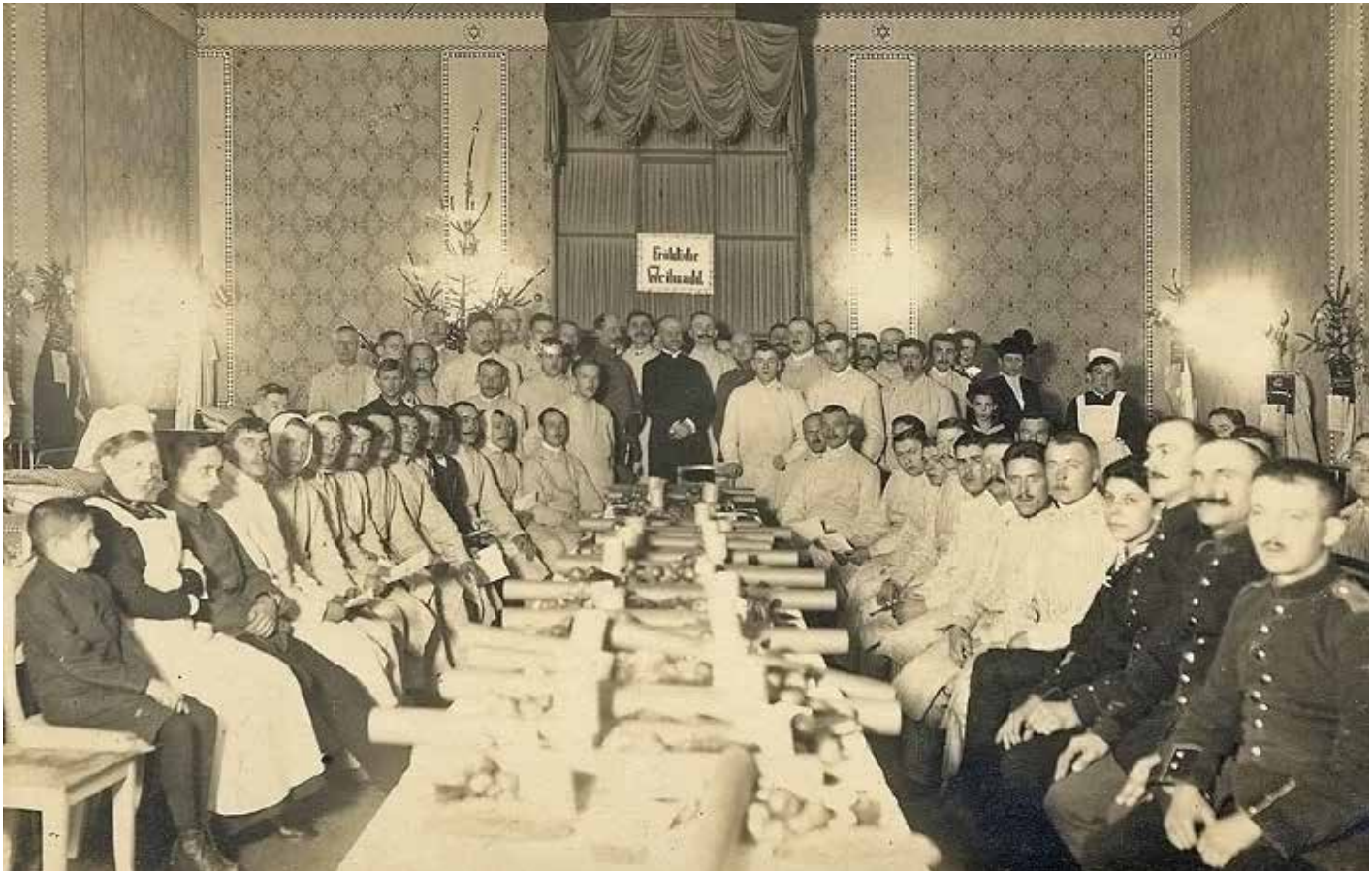
DIE GESCHICHTE EINER AUFNAHME. EINE ERZÄHLUNG VON FAMILIE LERNAU AUS GLOGAU

Es fing mit einem Foto an, das im Portal der Stiftung für Schutz des Jüdischen Erbes abgebildet wurde. Anscheinlich handelte sich dabei um ein gewöhnliches Bild: ein paar Männer – Patienten eines Lazaretts aus dem Ersten Weltkrieg – setzten sich zum weihnachtlichen Abendmahl (womöglich sogar am Heiligabend?). Unter ihnen ein katholischer Priester oder Pastor begleitet von einem bärtigen Mann in Uniform – dem Lazarettchefarzt. Überraschend war nur der von der Familie Lernau genannte Ort: die Synagoge in Glogau.

Die Familiengeschichte des Kehlkopfarztes aus Glogau Dr. Paul Lernau (der Mann aus dem Foto) lernte ich im Jahre 2010 durch das Geschichtsforum von *Głogów* kennen, wo ein aufregender Austausch zu dem Foto und der abgebildeten Hauptperson stattfand. Eigentlich entdeckte ich sie gemeinsam mit anderen Internetsurfern Schritt für Schritt; unser Ausgangspunkt waren ursprünglich schlichte Informationen, die von einem Nachfahren der Familie allmählich preisgegeben wurden. Ich habe nie geahnt, dass es zu einer so interessenten, beinahe einer Detektiverfahrung werden könnte. Diese Erfahrung ließ mir nicht nur das Schicksal der jüdisch-deutschen Familie aus Glogau kennen lernen; sie führte mir vielmehr vor Augen, welchen Grundsatzentscheidungen sich die deutschen Juden um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert stellen mussten.

Nach den Angaben seines Enkels zog Dr. Paul Lernau nach Glogau um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Doch die Suche in zahlreich erhaltenen historischen Dokumenten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nach Spuren seiner Anwesenheit in der Stadt ist erstaunlicherweise gescheitert. Nach einiger Zeit wurde uns die Glogauer Adresse der Familie Lernau mitgeteilt. Es hat sich herausgestellt, dass in den Meldebüchern unter der Adresse ein HNO-Arzt wohnte, dieser hieß jedoch... Paul Levy. Schnell wurde mir klar, dass Dr. Paul Levy und Dr. Paul Lernau ein und dieselbe Person waren. Der Glogauer Arzt änderte einfach seinen traditionell jüdischen Namen „Levy“ (der die Zugehörigkeit zum Geschlecht der Leviten, die in dem Tempel von Jerusalem Dienst getan haben, verät) auf den mehr deutsch klingelnden „Lernau“. Bei assimilierten Juden, die mit der deutschen Gesellschaft verschmelzen wollten, war das kein seltenes Phänomen. Ich fragte mich nur, ob Dr. Levy/Lernau sich auch für den nächsten Schritt – die Konversion – entschieden hatte...

Die Einzelheiten des Lebenslaufes des Paul Lernau lernten wir dank seines Enkels Omri Lernau aus Israel kennen. Die Familiengeschichte enthielt alles, woran die deutschen Juden um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts teilhatten: sozialer Aufstieg, Emanzipation, Assimilation, schrittweiser Abgang von der Tradition und dem Glauben,



Weihnachtliches Abendmahl für Patienten des in einem Raum der Synagoge eingerichteten Lazarettes; Glogau während des Ersten Weltkrieges. Auf dem Foto: Dr. Paul Lernau – steht in der Mitte, seine Frau (die zweite von rechts), Tochter (die dritte von rechts) und Sohn (sitzt am Tisch als vierter von rechts).

Bekundung der Loyalität dem deutschen Vaterland gegenüber, der Holocaust, und sogar die Begeisterung für Zionismus und die Auswanderung nach Palästina.

Paul Levy war im Jahre 1857 in Leobschütz (heute *Głubczyce*) in Oberschlesien zur Welt gekommen. Sein Vater Jakob gründete in Leobschütz eine Druckerei und verlegte eine lokale Zeitung, Bücher und Lithographien. Er führte den Betrieb bis zum Jahre 1869, als er mit der Familie nach Ohlau (*Oława*) zog, wo Paul und seine Geschwister (Brüder Wilhelm und Albert sowie Schwester Emma) heranwuchsen. Die Familie zog dann noch mehrere Male um – zuerst nach Breslau und anschließend kehrte sie wieder nach Leobschütz zurück, wo Pauls Mutter Selma an Tuberkulose starb.

Dank des Familienvermögens konnte Paul ein Studium aufnehmen. Als Studienrichtung wählte er Medizin mit dem Schwerpunkt Laryngologie. Im Jahre 1899 heiratete Paul Levy die aus Brandenburgischen Fürstenwalde stammende Gertrud Emilie Barschall und zog mit ihr nach Glogau. Sie ließen sich in einem Neubauviertel nieder. Sie waren ein fortschrittliches Ehepaar – weltoffen, assimiliert und legten einen hohen Wert auf Bildung. Bestimmt erinnerten sie sich an ihre Wurzeln, doch dem Glauben kam in ihrem Alltag eine immer geringere Rolle zu. Ihr größter Wunsch war es, sich von anderen Deutschen nicht zu unterscheiden.

Dr. Paul Lernau mit Ehefrau Gertrud; Breslau, Anfang des 20. Jahrhunderts.

In Glogau fing Paul Levy an, an seine Karriere zu denken. Ihm war klar, dass trotz Ausbildung und ausgezeichneten Qualifikationen seine jüdische Herkunft ein Hindernis darstellen würde. Bereits im Jahre 1902 stellte er (ähnlich wie sein Bruder Wilhelm) einen Antrag auf Namensänderung, der jedoch abgelehnt wurde. Von den drei Gebrüdern Levy hat sich nur einer – Albert – entschieden, den jüdischen Namen und Glauben beizubehalten. Der andere Bruder Wilhelm traf die Entscheidung über die Konversion und heiratete eine Nicht-Jüdin – doch wie die Zukunft zeigen sollte, konnten selbst die Namensänderung und der Glaubenswechsel seine Kinder nicht vor dem Holocaust schützen.

Im Jahre 1902 bekamen Paul und Gertrud ihren Sohn Hans Ludwig, drei Jahre später kam ihre Tochter Charlotte zur Welt. Der Gedanke an die Namensänderung hat Paul

Hans Ludwig (der spätere Hanan) Lernau; Glogau, ca. 1904.

Hans Ludwig (der spätere Hanan) Lernau; Glogau, ca. 1906.

nie verlassen, doch seinem Antrag wurde erst in der Weimarer Republik stattgegeben, womöglich in Anerkennung seiner Verdienste im Ersten Weltkrieg (in dem er als Chefarzt das Lazarett in Glogau leitete). So wurde Paul Levy zu Paul Lernau. Das Einzige, was ihn mit seinem früheren Leben verband, war immer noch der Glaube. Es ist bekannt, dass er zu dieser Zeit außerhalb der jüdischen Gemeinschaft lebte – er nahm weder an dem Leben der jüdischen Gemeinde von Glogau noch einer anderen jüdischen Organisation teil. Seine Bindung an das Judentum war zu dieser Zeit also recht schwach. Es ist ferner bekannt, dass er stark seine Weltlichkeit betonte. Als nächster Schritt war nur noch die Konversion möglich...

Laut seinem Enkel wechselte Dr. Paul Lernau seinen Glauben nicht, obwohl eine solche Entscheidung seine Karriere beschleunigt und erleichtert hätte. In Glogau hatte er eine private Arztpraxis – zuerst am Wilhelmsplatz 2 (heute *pl. Władysława Umińskiego*) und dann an der Neue Wallstraße 17 (*ul. Stanisława Staszica*). Im Laufe der Zeit stieg er auf und wurde zum vorbildlichen Bürger der Weimarer Republik.

Der Sohn des Dr. Lernau, Hans Ludwig, wählte für sich einen völlig anderen Weg. Als Heranwachsender trat er der Jugendbewegung „Blau Weiss“ bei und wurde leidenschaftlicher Zionist. Entgegen dem Willen seiner Eltern lernte er Hebräisch und studierte das Alte Testament. Und wie sein Vater das Judentum mit der Namensänderung von „Levy“ auf „Lernau“ aufgegeben hatte, so kehrte der Sohn an seine Wurzeln zurück und verließ seinen deutschen Vornamen für den jüdischen „Hanan“. Hanan studierte in Jena, Breslau und Berlin. Im Jahre 1931 nahm er ein Medizinstudium in Rostock auf, das er aber schnell wieder aufgab. In 1935, zwei Jahre nachdem Adolf Hitler Kanzler geworden war, wanderte er nach Palästina aus und heiratete eine deutsche Jüdin Elisheva (Elsbeth) Kahn. So beschrieb die jüdische Geschichte einen Kreis: Der Sohn des assimilierten Juden Paul Lernau, der darauf abgesehen hat, Mitglied der deutschen Gesellschaft zu werden und sämtliche Bindungen an das Judentum aufzulösen, kehrte an die Wurzeln zurück und siedelte aus Deutschland nach Palästina um. Er widersprach dem Willen seiner Eltern, indem er Zionist wurde und ging fort, um sich an dem Aufbau des jüdischen Staates zu beteiligen. Interessanterweise hielt Hanan Lernau in Palästina an seinem deutschen Namen fest, dessen er sich noch in Deutschland als junger Zionist geschämt hatte. Als sein Sohn Jahre später nach einer Begründung dafür suchte, erzählte ihm der Vater einen alten jüdischen Witz: „Ein in London ansässiger Jude trat zum Christentum über und änderte seinen Namen von Cohen auf Smith. Einige Zeit später änderte er ihn wieder – von Smith auf Jones. Auf die Frage, warum er das tat, erwiderte er: »Sollte jemand nach meinem früheren Namen fragen, antworte ich nicht mehr „Cohen“, sondern „Smith“«“.

Paul Lernau starb in Glogau im Jahre 1932 im Alter von fünfundsiebzig Jahren. Er hat es nicht mehr erlebt, als sein Sohn sich in *Eretz Israel* ansiedelte. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof in Glogau begraben und sein Grabmal

Dr. Paul Lernau während des Ersten Weltkrieges.

wurde auf einem Foto festgehalten. Er starb ein Jahr bevor Adolf Hitler an die Macht kam, als die deutschen Juden noch in der trügerischen Überzeugung leben konnten, dass sie ein integraler Teil der deutschen Gesellschaft bildeten und die Entscheidung für die Assimilation eine richtige gewesen sei.

Nicht mal eine Spur des Grabes Paul Lernaus ist bis heute erhalten geblieben. Sein Grabstein wurde jedoch nicht durch die Nazis, sondern viele Jahre nach dem Krieg – bereits im polnischen *Głogów* – zerstört, als man sich entschied, im Gebiet des ehemaligen jüdischen Friedhofs Schulgebäude zu errichten.

Nach dem Tode Paul Lernaus verließ seine Frau Gertrud Glogau und ließ sich in Berlin nieder. Sie ist im Jahre 1942 mit dem letzten Transport der deutschen Juden aus Berlin in das Theresienstädter Ghetto deportiert, wo sie bis zum Kriegsende ausharrte. Sie kehrte nie wieder nach Deutschland zurück – nach einem Aufenthalt im Österreich und anschließend in Mexiko (wo sie ihre Erinnerungen aus Theresienstadt veröffentlichte), zog sie nach Israel, wo sie in 1959 mit sechsundachtzig Jahren starb. Sie hat Hebräisch nie verlernt.

Der gebürtige Glogauer Hanan Lernau, der Sohn Pauls und Gertruds, starb im Jahre 1989 in Jerusalem. Auch seine Schwester Charlotte (die später Sonia Preux hieß) überlebte den Holocaust. Sie war Künstlerin und gehörte der Breslauer Expressionistengruppe „Die Brücke" an, die nach neuen Ausdrucksformen suchte. Sie heiratete einen deutschen Künstler und nachdem die Nationalsozialisten an die Macht kamen, zogen die beiden mit ihrem Sohn aus Berlin nach Frankreich. Als die Deutschen Paris besetzten, gelang es ihr, mit dem Jungen in den Süden zu fliehen; nach zahlreichen Wendungen des Schicksals erhielten sie in Mexiko Asyl, wo Sonia ihr Leben vollendete. Die Familiengeschichte samt ihres Schicksals in Glogau hat der in Israel lebende Sohn Hanans, Omri, pensionierter Arzt und Kinderchirurge, beschrieben.

Die Ehefrau Paul Lernaus – Gertrud – mit einem der Kinder, Berlin, Anfang des 20. Jahrhunderts.

Zurück zum Foto, mit dem die Geschichte anfing... Die Aufnahme ist während des Ersten Weltkrieges entstanden, als zahlreiche öffentliche Gebäude in Glogau für medizinische Zwecke umgewidmet worden sind. Dieses Schicksal teilte auch die Synagoge, wo vorübergehend ein Lazarett (genauer gesagt dessen HNO-Abteilung) eingerichtet wurde, mit Dr. Paul Lernau als Chefarzt. Dass der den verwundeten Soldaten zur Verfügung gestellte Raum früher religiösen Zwecken diente, ist an dem *Aron hakodesch (Heilige Lade)* erkennbar, der auf dem Foto zu sehen ist. Bemerkenswert sind auch die charakteristischen Verzierungen der Wände mit dem Motiv *Magen David* (umgangssprachlich als Davidstern genannt).

Dr. Paul Lernau in Begleitung des medizinischen Personals des Lazarettes, Glogau während des Ersten Weltkrieges.

Selbstverständlich handelt es sich bei dem Raum nicht um den Hauptsaal der Synagoge von Glogau, der aus Archivaufnahmen bekannt ist, sondern wahrscheinlich um einen kleineren Gebetssaal des gewaltigen Gebäudes.

Gewisse Zweifel erregte die Idee der Veranstaltung der Weihnachtsfeier in der Synagoge. Zieht man jedoch die besonderen Umstände eines Krieges und die vorübergehende Funktion der Synagoge (das Lazarett) in Betracht, erscheint diese Entscheidung nicht mehr merkwürdig. Auf dem Foto sind sowohl die verwundeten Soldaten – Patienten des Dr. Lernau – wie auch das Lazarettpersonal mit dem Chefarzt selbst zu sehen. Die bescheidene Feier bedeutete für sie alle bestimmt etwas Besonderes und ließ sie für eine Weile die Schrecken des Krieges vergessen. Und dass die christlichen Gebete in einem jüdischen Tempel gesprochen wurden, spielte sicherlich für keinen eine Rolle. In den Raum stellte man einen Tannenbaum, die Wände mit Fichtezweigen beschmückt, den Tisch mit weißer Decke bedeckt; man lud einen Priester (Pastor) ein und setze auf *Aron hakodesch (Heilige Lade)* die Aufschrift: *Fröhliche Weihnacht*.

Dr. Lernau steht in der ersten Reihe als vierter von rechts.

Auf dem Foto (S. 40) sind auch Pauls Ehefrau Gertrud Lernau (im dunklen Kleid und Hut) und ihr Sohn Hans Lernau (der Vierte von rechts), der kürzlich später Zionist wurde, nach Palästina auswanderte und dort seine Heimat und seinen Platz wiederfand, erkennbar. Und so endet die Geschichte von Dr. Paul Levy-Lernau aus Glogau, der sich bemühte, zugleich vorbildlicher Deutscher und fortschrittlicher Jude zu sein.

Bearbeitet in Anlehnung an die Erzählung von Omri Lernau aus Israel.

LEGNICA (LIEGNITZ)

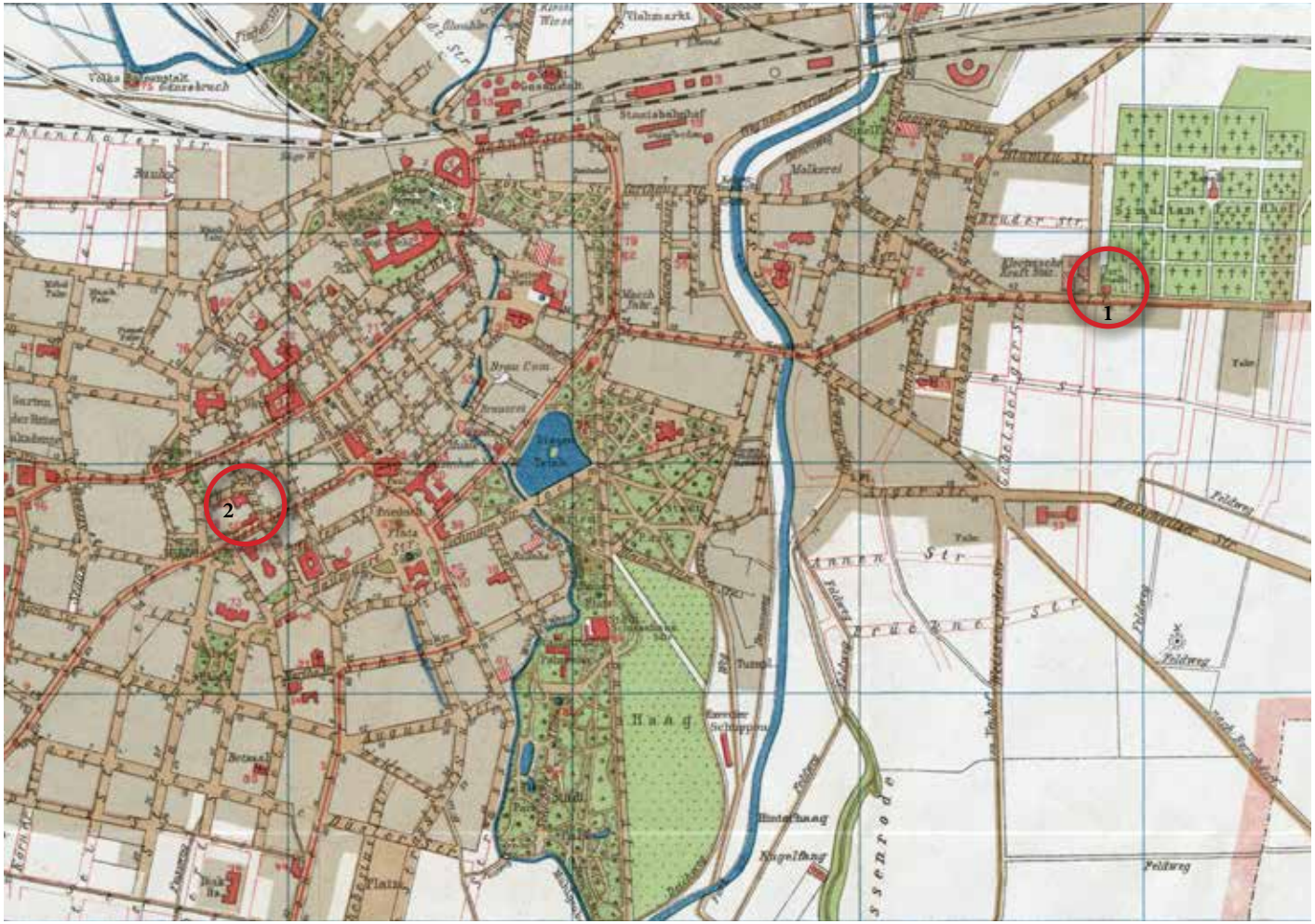
DAS WIRTSCHAFTSLEBEN DER LIEGNITZER JUDEN

Als eine der zwei Städte Niederschlesiens ist *Legnica* der Sitz jüdischer Organisationen – sowohl einer geistlichen als auch einer weltlichen. Die hier tätige jüdische Gemeinde, die für die religiösen Bedürfnisse sorgt, und die lokale Niederlassung des Vereins für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (*Towarzystwo Społeczno-Kulturalne Żydów w Polsce*, TSKŻ) sind Überreste einer zahlreichen jüdischen Gemeinschaft, die nach dem Zweiten Weltkrieg sich in der Stadt niederließ, um anschließend nach Israel, in die USA, nach Westeuropa sowie nach Dänemark und Schweden auszuwandern. Von der Besonderheit der Stadt zeugt aber etwas anderes: die Betätigung der (sowohl deutschen als auch polnischen) Juden an dem wirtschaftlichen Leben der Stadt.

Die Juden gehörten der wirtschaftlichen Elite von Liegnitz bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, nachdem ihnen durch das preußische Emanzipationsedikt die Ansiedlung in den Städten gestattet und Bürgerrechte verliehen worden sind. Schon der erste jüdische Bürger der Stadt, Meier Neumann Prausnitz, eröffnete ein Spirituosengeschäft am Ring. Der damalige Bürgermeister Gottlob Jochmann verzeichnete im Jahre 1836, dass einundvierzig der achtundvierzig jüdischen Familien im Handelsgewerbe tätig waren. Im Jahre 1881 gab es unter den Juden einhundertsechsunddreißig Kaufleute und Händler, zwei Fabrikbesitzer, fünf Ärzte, Tierärzte und Apotheker, zwei Juristen und sechs Handwerker. Zu dieser Zeit wohnten in der Stadt insgesamt 946 deutsche Juden – die Höchstzahl in der Geschichte. In der Folgezeit sank die Anzahl der Händler und Kaufleute, dafür stieg aber die Zahl der Fabrikanten und Vertreter freier Berufe. Eine besondere Gruppe stellten die Immobilieneigentümer dar: innerhalb von knapp hundert Jahren (1821-1920) wurden zweiundvierzig der am Liegnitzer Ring gelegenen Immobilien jüdisches Eigentum.

Eine der wichtigen Figuren des Liegnitzer Wirtschaftslebens war der aus Glogau stammende Eigentümer des ältesten Bankhauses und Stadtrat Raphael Gabriel Prausnitzer (1762-1846). In die Geschichte ging er jedoch nicht wegen seines finanziellen Erfolges ein, sondern durch sein Engagement für die jüdische Gemeinschaft. Die Juden von Liegnitz verdankten ihm sowohl den Bau der Synagoge als

Die Synagoge von Liegnitz in der Bäckerstraße (heute ul. Piekarska).



Ein Ausschnitt aus dem Stadtplan von Liegnitz mit markierten jüdischen Einrichtungen, 1911.

1 – jüdischer Friedhof, **2** – Synagoge in der Bäckerstraße

auch die Gründung eines neuen jüdischen Friedhofs. Im Jahre 1837 kaufte er ein dem Kommunalfriedhof gehörendes Grundstück und schenke es der jüdischen Gemeinde. Die Begräbnisstätte war in der südwestlichen Ecke des multikonfessionellen Friedhofs gelegen, im Gebiet zwischen den heutigen Straßen *ul. Wrocławska* und *ul. Cmentarna*. Eine Einweihungsfeier fand im Jahre 1838 statt; im Laufe der Zeit baute man in dem Gebiet ein neuromanisches Begräbnishaus.

Im Jahre 1845 erwarb Raphael Gabriel Prausnitzer für den Bau einer Synagoge ein Grundstück in der ehemaligen Stadtschutzzone – Ecke der Bäckerstraße (heute *ul. Piekarska*) und Synagogenstraße (*ul. Gwarna*) – und spendete für das Vorhaben viertausend Taler. Die Einweihung des Tempels am 16. Juni 1847 hat der Stifter leider nicht mehr erlebt. Als sie während der Reichspogromnacht 1938 abgebrannt wurde, teilte die Synagoge von Liegnitz das Schicksal ihrergleichen Objekte in Deutschland.

Wie bereits erwähnt, war der Handel einer der Wirtschaftszweige, in denen Juden eine wichtige Rolle spielten. Bei einer Beschreibung von Liegnitz im 19. Jahrhundert lässt sich eine Eigentümlichkeit der jüdischen Betätigung in dieser Branche nicht wegdenken: Die Liegnitzer Juden entwickelten sich schnell von Besitzern kleiner Läden zu vermögenden Kaufleuten mit Einzel- und Großhandelgeschäften beziehungsweise zu Kaufhausbesitzern fort. So eröffnete Joseph Cohn im Jahre 1836 einen Laden am Ring. In den 1880er Jahren übernahmen Georg, Siegfried und Franz Pinoff das Geschäft, das sie nach einem gründlichen Umbau des Hauses im Jahre 1898 zum modernsten Kaufhaus der Stadt machten. „Concordia" war das erste Gebäude in Liegnitz, das ausschließlich dem Handelsgewerbe diente. Die vier Stockwerke des Laubenganghauses erreichte man über ein Treppenhaus. In dem Gebäude hatte man den ersten Fahrstuhl eingerichtet.

Ein weiteres von einem Juden – Ludwig Haurwitz – betriebenes, modernes und exklusives Kaufhaus befand sich in der Frauenstraße 9/11 (*ul. Najświętszej Marii Panny*). Den Betrieb nahm es im Jahre 1900 auf und setzte ihn bis in die Zeiten des Nationalsozialismus fort. Es ist wissenswert, dass Ludwig Haurwitz zugleich Miteigentümer eines Geschäftes in Glogau war. Das „Kaufhaus Ludwig Haurwitz", gelegen Ecke Preussische Straße 6 (*ul. Grodzka*) und Mohrenstraße (*ul. Garncarska*), gehörte im Jahre 1913 Paul Haurwitz und Sally Licht.

Kaufhaus Ludwig Haurwitz in Liegnitz.

Der Haurwitz-Laden in Liegnitz wurde als das erste und größte Kaufhaus mit modernsten Kleidern für Frauen, Männer und Kinder beworben. Das Gebäude im Stil des Art déco hatte drei Stockwerke und neunzehn riesige Schaufenster. Im vielseitigen Sortiment führte es Kleidung,

Schuhe, Heiratsgut, Textilien, Pelzwaren, Teppiche und Haushaltsartikel. Ende der 1930er Jahre wurden die Eigentümer zur Veräußerung des Kaufhauses gezwungen. Ludwig Haurwitz teilte das Schicksal der Tausende deutscher Juden, denen es nicht gelungen war, das nationalsozialistische Deutschland zu verlassen. Obwohl er und seine Familie nach Berlin auswanderte, deportierte man sie von dort im Jahre 1942 in das Ghetto Riga und dort wurden sie ermordet. In dem ehemals luxuriösen Kaufhaus Ludwig Haurwitz wird heute ein Discounterkettenladen Tesco betrieben.

In der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert wurde Liegnitz zum Herzstück der Textilindustrie. Viele jüdische Kaufleute hatten sich auf den Vertrieb von Textilwaren spezialisiert. Allein am nördlichen Rand des Ringes hatten unter anderen die Fachgeschäfte für Textilwaren von Eduard Doctor, Moritz Guttfeld und David Buchholtz ihren Sitz. Der erste Händler eröffnete seinen Laden in dem heute nicht mehr existierenden Gebäude Nummer 22, Ecke Johannesstraße (*ul. św. Jana*). Der im Jahre 1877 gegründete Betrieb „Eduard Doctor" vertrieb Kurzwaren sowie Erzeugnisse aus Baumwolle und Leinen. Im Laufe der Zeit wurde er nicht nur in Liegnitz, sondern sogar außerhalb Schlesiens bekannt. Nach dem Ableben Eduard Doctors im Jahre 1923 bis in die dreißiger Jahre führten seine Söhne Max und Alex den Laden fort. In dem

Warenhaus des jüdischen Kaufmanns Wolff Krimmer (das erste von rechts).

Jüdischer Friedhof in Legnica, das Grabmal der Familie Ludwig Haurwitz.

angrenzenden Gebäude mit der Nummer 20/21 hatte seit dem Jahre 1879 das Warenhaus des Moritz Guttfelds seinen Sitz; eine Filiale des Ladens befand sich auch in der Burgstraße (*ul. Grodzka*). An dem anderen Ende der Frontfassade des Liegnitzer Ringes, in dem Gebäude mit Hausnummer 16, war seit dem Jahre 1846 das Fachgeschäft für Lederaccessoires und modische Waren für Frauen untergebracht. Nach dem Tod des Ladenbesitzers David Buchholtzs im Jahre 1846 wurde das Geschäft zunächst von dessen Frau Sophie und anschließend – bis in die 1930er Jahre – von Max Cohn weitergeführt.

In der Textilbranche war auch die Firma Elkush & Bick tätig, die in der bereits erwähnten Frauenstraße ein Fachgeschäft für Strumpf-, Baumwoll- und Trikotwaren führte. Die Besitzer, Jakob Elkush und Meyer Bick, waren zugleich Eigentümer eines Großhandels und einer automatisierten Wirkerei in der Petristraße (*ul. św. Piotra*).

Eine zweite Branche, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Liegnitz gut gedieh, war die Lebensmittelindustrie. In der Stadt entstanden zahlreiche Obstweinproduktionsbetriebe, darunter das im Jahre 1874 durch Adolf Doctor gegründete Unternehmen in der Breslauer Straße 20 (*ul. Wrocławska*). Es verfügte über den landesweit größten Weinkeller, dessen Räume an den heutigen Straßen *Fabryczna*, *Wrocławska*, *Kartuska* und *Zielona* verteilt waren. Der Betrieb spezialisierte sich für Liköre, Rum, Weinbrand und Obstweine. In den 1920er Jahren, als Adolf Doctor in die Rente gegangen war, führte sein Geschäftspartner Richard Liebrecht den Betrieb fort. Der in der gleichen Branche tätige Salomon Kaufmann war Inhaber eines ebenfalls in der Breslauer Straße gelegenen Großhandels für Weine und Spirituosen.

Die Teilhabe an der wirtschaftlichen Entwicklung von Liegnitz in der Vorkriegszeit hatten auch polnische Juden. Der aus *Jarosław* stammende Isak Silbermann heiratete in Liegnitz Felicia, die Tochter des Schusterbetriebsbesitzers Samuel Landsberger. Anfang des 20. Jahrhunderts übernahm er den Familienbetrieb und verwandelte den am Ring 30 gelegenen Laden in das größte Schuhgeschäft der Region, mit einer Filiale in der Frauenstraße 1 (*ul. Najświętszej Marii Panny*). Nach dem Tod Isaks im Jahre 1928 führten seine Frau und der älteste Sohn Sami die Firma fort. Als die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten, wurden sie zum Verkauf des Familiengeschäfts gezwungen. Den vier Kindern Isak Silbermanns war es gelungen, aus Deutschland nach Palästina beziehungsweise in die USA auszuwandern. Ihre Mutter blieb in Liegnitz zurück, von dort wurde sie nach Theresienstadt deportiert, wo sie 1942 starb.

Dennoch ist das meistbekannte von einem in Liegnitz ansässigen Juden entwickelte Produkt weder ein Textilerzeugnis hervorragender Qualität noch ein ausgezeichneter Likör, sondern... ein Spielzeug. Und zwar der berühmte Teddybär, der in der an der Kaiserstraße 9 (heute *ul. Kardynała Bolesława Kominka*) im Jahre 1869 gegründeten Liegnitzer Puppen- und Spielzeugfabrik angefertigt wurde. Der Teddybär war allerdings keine deutsche Erfindung – er kam in den USA als eine Zeichentrickfilmfigur zur Welt und verdankte seinen Namen dem amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt. Und obwohl die ersten Stoffbären in den Vereinigten Staaten hergestellt wurden,

Teddybären aus der Liegnitzer Puppen- und Spielzeugfabrik des Moritz Pappe – „Blue Beate" (rechts) und ein Bär mit Spieluhr (beide aus dem Jahr 1920).

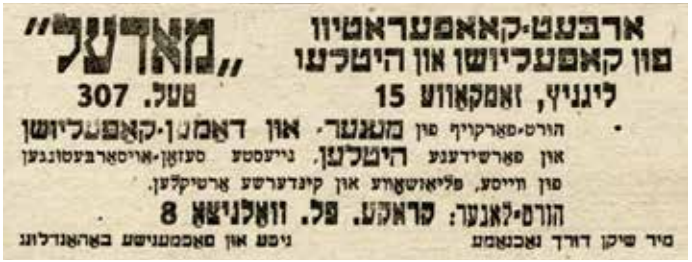
eroberte erst das in Deutschland durch Margarete Steiff entworfene Kuscheltier den Spielzeugmarkt, nachdem es amerikanische Geschäftsleute auf der Leipziger Messe entdeckt hatten. Der kleine Bär deutsch-amerikanischer Herkunft erwies sich bald in den USA als Schlager, von dem jedes Kind in den Vereinigten Staaten träumte. Auch die deutschen Kinder konnten den Teddybären dank der Fabrik des jüdischen Unternehmens aus Liegnitz kennen und lieben lernen. Als der Betrieb im Jahre 1910 die Teddybärproduktion aufnahm, war er inzwischen von den Söhnen des Moritz, Arthur und Carl Pappe, geleitet. Die hier hergestellte Version des Spielzeugs, bekannt als „Teddybear Moritz Pappe", war aus Mohär und hatte bernsteinfarbene Augen aus Glas. Berühmt wurde das Unternehmen jedoch für seine Teddybären mit integrierter Spieluhr und – in den 1930er Jahren – Clown-Teddybären. In seiner Blütezeit waren Büros des Unternehmens in ganz Europa zerstreut. Heutzutage stellen Teddybären des Moritz Pappe eine Rarität dar; in dem berühmten Auktionshaus *Christie's* werden sie für sehr hohe Beträge versteigert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann in der Geschichte der Stadt eine neue Ära, die nicht nur auf die Verschiebung der Landesgrenzen und die Änderung ihrer staatlichen Zugehörigkeit zurückzuführen ist. Für knapp fünfzig Jahre wurde *Legnica* Sitz der Nordgruppe der Streitkräfte der Sowjetischen Armee, deren Anwesenheit sich auf viele Aspekte des Stadtslebens auswirkte. Neben den sowjetischen Soldaten wohnten in der Stadt immer noch die Deutschen, die jedoch bald ausgesiedelt wurden; die Ukrainer und die Lemken wanderten als Zwangsumsiedler in der Aktion Weichsel (1947) ein, genau wie die vor dem Bürgerkrieg geflüchteten Griechen. In diesem Schmelztiegel der Nationalitäten kam den polnischen Juden – den Umsiedlern aus den früheren polnischen Ostgebieten, aus Kleinstädten bei *Lublin* und *Kielce*, von denen die meisten den Krieg in Gulags und Arbeitslagern in der UdSSR verbracht haben – eine besondere Rolle zu. Sie reisten mehrere Wochen lang mit der Bahn aus Taschkent, Samarkand oder Alma-Ata an, um hier ein neues Leben zu beginnen. Und bereits in den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in der Stadt, die damals noch *Lignica* hieß, nahmen sie aktiv an der Gestaltung des Wirtschaftslebens teil.

Anfang Juli 1946 wohnten hier etwa 4.450 Juden – die Höchstzahl in der Geschichte der Stadt. Die Frage deren Beschäftigung war dadurch erschwert, dass *Legnica* kein Industriestandort war und die meisten der bestehenden Kleingewerbebetriebe ausgeplündert waren. Das lokale jüdische Komitee setzte sich für die Anstellung der Gemeinschaftsmitglieder in den staatlichen Produktionsbetrieben (samt der sowjetischen Panzerteilefabrik) ein, doch dies besserte die Lage nur geringfügig. Aus diesem Grund bestand eine der Hauptaufgaben des Komitees in der „Belebung der Produktivität der jüdischen Massen", verstanden als Veranstaltung von Berufskursen, Gründung von Berufsschulen, Förderung von Produktionsgenossenschaften und Vorbereitung der Jugendlichen für die Industrie.

Eine der Formen jener Belebung war in der Nachkriegszeit die Tätigkeit der jüdischen Produktionsgenossenschaften. Diese stellten qualifizierte Fachkräfte ein, die zuvor an der lokalen Niederlassung des Verbandes für Entwicklung des Industriellen, Handwerklichen und Landwirtschaftlichen Schaffens ORT (*Organizacja Rozwoju Twórczości Przemysłowej, Rzemieślniczej i Rolnej wśród Ludności Żydowskiej*) ausgebildet worden waren. In den 1940er Jahren waren acht jüdische Produktionsgenossenschaften in Betrieb – vier („*Jedność* \ Einheit", „*Igła* \ Nähnadel", „*Model* \ Nähmodell" und ein Hüteproduktionsbetrieb) waren auf die Herstellung von Konfektion angelegt, zwei („*Dobrobyt* \ Wohlstand" und „*Przyszłość* \ Zukunft") auf die Produktion von Schuhen und Lederwaren spezialisiert; darüber hinaus gab es eine Tischler- und Baugewerbegenossenschaft „*Odbudowa* \ Wiederaufbau" sowie eine Lebensmittelproduktionsgenossenschaft „*Chemol*". Im Laufe der Zeit wurden die Genossenschaften „Einheit" und „Nähnadel" vereinigt und unter dem Namen „Einheit" weitergeführt; die beiden Schuhgenossenschaften wurden zu „Wohlstand" verschmolzen und der Hüteproduktionsbetrieb wurde zur Rosenberg-Hüteproduktionsgenossenschaft. Im gesamten Stadtgebiet hatte jede der Produktionsgenossenschaften eigene Werksniederlassungen – die Schuh- und Lederproduktionsgenossenschaft „Wohlstand" betrieb neben dreißig solchen Läden zehn Warenaufnahmepunkte.

Mitarbeiter der Genossenschaft „Model \ Nähmodell" in Legnica, 1940er Jahre.


ארבעט-קאאפעראטיוו „מאדעל"
פון קאפעליושן און היטלעו
ליגניץ, זאמקאווע 15 טעל. 307
הורט-סארקויף פון מענער- און דאמען-קאפעליושן
און סארשידענע היטלען, נייעסטע סעזאן-אויסארבעטונגען
פון ווייסע, פליאושאווע און קינדערשע ארטיקלען.
הורט-לאנער: פראקע. פל. וואלניצא 8
סיר שיקן דורך נאכנאמע ניפע און סאכמעניש באהאנדלונג

Anzeige der Genossenschaft „Model \ Nähmodell" aus der Zeitschrift „Dos Naje Lebn", 1948.

שניידער-קאאפעראטיוו „אייניקייט"
ליגניץ שראדקאווא 11
ארבעט-אויס:
מענער-, דאמען- און קינדער-קאנפעקציע
ספעציעלע אפטיילונג פון
ווש און היטלמאכערי
סאר מיטגלידער פון פראפ.-פאריינען — 10 פרעצ. הנחה.

Anzeige der Konfektionsproduktionsgenossenschaft „Jedność \ Einheit" aus der Zeitschrift „Dos Naje Lebn", 1948.

In seinen in der Zeitschrift „*Słowo Żydowskie*“ abgedruckten Memoiren erwähnt Simon Fish, ein ehemaliger Bewohner aus *Legnica*, eine weitere Arbeitsgenossenschaft mit Sitz an der *ul. Rewolucji Październikowej* (heute *ul. Senatorska*). Sie ist entstanden, als in den 1950er Jahren mit der letzten Umsiedlungswelle der polnischen Bevölkerung aus der UdSSR nach *Legnica* weitere Juden einwanderten. Die Arbeitsgenossenschaft „*Transport konny* \ Pferdetransport“ war auf die Kohleauslieferung angelegt und alle angestellten Kutscher waren Juden. In dieser Zeit existierte auch eine Mehrbranchengenossenschaft „*Postęp* \ Fortschritt“, an der unter anderen Süßigkeiten und Matze hergestellt wurden.

Die Produktionsgenossenschaften konnten das Problem der Arbeitslosigkeit unter Juden in *Legnica* nicht vollständig lösen. Viele von ihnen entschieden sich deshalb – auch dank einer tatkräftigen Unterstützung des jüdischen Komitees – private Kleingewerbebetriebe zu gründen. Bereits im September 1946 ist beim jüdischen Komitee ein Verband jüdischer Handwerker und kleiner Kaufleute in *Legnica* entstanden mit dem Zweck, die Interessen dieser Berufsgruppen zu schützen. Der Verband sorgte darüber hinaus für eine Rechtsberatung und finanzielle Unterstützung für seine Angehörigen. Auch zahlreiche jüdische Schneider, Schuster, Fleischer und Friseure hatten in *Legnica* ihre Geschäfte. Die meisten waren in der Altstadt verteilt: an den Straßen *ul. Grodzka* und *ul. Panieńska* (heute *ul. Najświętszej Marii Panny*), *ul. Środkowa*, *ul. Chojnowska* und *ul. Złotoryjska*. Die Eigentümlichkeit dieser jüdischen Welt der 1940er, 1950er und 1960er Jahre spiegelt hervorragend eine Passage aus den Memoiren von Simon Fish wieder: „Als Kinder suchten wir jüdische Ärzte auf, wir gingen zum jüdischen Friseur, Schneider und Schuster, und zum jüdischen Bäcker“.

Das letzte von einem jüdischen Schuster geleitete Gewerbe in *Legnica* wurde erst in dem 21. Jahrhundert geschlossen; sein Besitzer war Mojsze Sznejser.

Was ist von der lebhaften Beteiligung der deutschen und polnischen Juden an dem Wirtschaftsleben in *Legnica* übriggeblieben? Die deutschen hinterließen das umgebaute Kaufhaus Ludwig Haurwitz, die von Sammlern auf der ganzen Welt begehrten Teddybären aus der Liegnitzer Spielzeugfabrik des Moritz Pappe sowie monumentale Grüfte der vermögendsten Kaufleute und Banker auf dem jüdischen Friedhof an der *ul. Wrocławska*. Seit zig Jahren ruhen sie neben anderen Geschäftsleuten, die sie zu ihren Lebzeiten von oben herab behandelt und etwas verächtlich als „Ostjuden“ bezeichnet hatten. Vielleicht machten diese polnischen Juden – Händler und Ladenbesitzer, Schuster und Schneider, Bäcker und Friseure – in Polen der Nachkriegszeit kein Vermögen, doch sie konnten mit Erfolg ihren Unterhalt verdienen, indem sie sich oftmals aus *Legnica* heraus am internationalen Wirtschaftsleben beteiligten. In die Geschichte gehen bestimmt auch die Erinnerung an den letzten jüdischen Schuster aus der *ul. Kartuska* ein und Anekdoten über den gesetzeswidrigen Handel zwischen polnischen Juden und sowjetischen Soldaten in der einzigen Stadt Polens, die über Jahrzehnte als „Klein Moskau“ bekannt war.

Verzeichnis der jüdischen Handwerkerbetriebe in *Legnica* (1955)

Vor- und Nachnahme	Anschrift	Datum der Anmeldung
SCHUSTER		
Abram Ajzensztros	Środkowa 2a	26.10.1946
Gerszon Appel	Muzealna 1	18.09.1946
Fiszer Bekier	Grodzka 16	10.12.1946
Mojżesz Cukierman	Zamkowa 30	9.09.1946
Szlam Drapacz	Złotoryjska 50	2.10.1952
Abram Glus	Chojnowska 6	1.03.1946
Majer Gutrajman	Chojnowska 32	2.03.1948
Mojżesz Hamerman	Chojnowska 21	26.06.1948
Abram Klajn	Grodzka 67	12.08.1948
Hejn Klejman	Róży Luksemburg 6	14.10.1948
Eljasz Kryształ	Grodzka 41	7.05.1948
Icek Lemel	Środkowa 15	3.03.1952
Juda Lubraniecki	Dziennikarska 8	17.10.1946
Lejbko Mandelbaum	Chojnowska 21	1.09.1948
Mojżesz Nimowa	Chojnowska 21	3.08.1949
Mendel Przytycki	Jaworzyńska 23	6.02.1948
Ozjasz Rozenrauch	Złotoryjska 36	14.10.1947
Moszek Skórnik	Złotoryjska 25	15.05.1950
Hein Sobol	Chojnowska 34	19.06.1948
Berek Szak	Chojnowska 41	5.10.1952
Chein Szrenkiel	Chojnowska 21	26.06.1948
Szyja Śliwowicz	Chojnowska 45	5.10.1946
Majer Zylbersztajn	Nowy Świat 21	26.06.1947
Hersz Zysk	Róży Luksemburg 26	23.06.1948
SCHNEIDER		
Abram Blumsztajn	Panieńska 28	8.10.1948
Ben Ciechanowicz	Panieńska 42	13.10.1947
Michał Fuks	Wazów 2	14.03.1952
Szyja Fuks	Grodzka 5	23.02.1948
Szaja Goldsztajn	Środkowa 38	3.08.1948
Abram Gurman	Piastowska 39	21.09.1948
Chein Mandler	Armii Czerwonej 26	23.09.1948
Izak Obywalt	Złotoryjska 52	21.07.1949
Szloma Paliwoda	Hanki Sawickiej 2a	15.05.1951
Natan Rubinsztajn	1 Maja 31	20.05.1951
Ben Stejklaper	Róży Luksemburg 14	10.03.1950
Mordko Sztajnbuch	Środkowa 38	3.08.1948
Abram Wolf	Piastowska 38	8.07.1947
Gejnoch Zalcman	Grodzka 16	9.12.1947
BEKLEIDUNGSFERTIGERINNEN		
Elka Zylbersztajn	Chojnowska 38	8.12.1947
KÜRSCHNER		
Wolf Laner	Chojnowska 32	18.06.1946
BÜRSTENMACHER		
Salomon Berkowicz	Panieńska 25	20.09.1951
Lejb Okon	Grodzka 42	19.09.1952
Samuel Pilersdorf	Złotoryjska 23	30.12.1946
FRISEURE		
Majer Frenkiel	Ułańska 23	15.04.1948
Moszek Herszkowicz	Chojnowska 63	7.06.1946
Jakub Morgenstern	Grodzka 32	12.01.1952
SCHLOSSER		
Perec Percowicz	Piastowska 14	23.10.1946
Szymon Sznajer	Panieńska 12	14.07.1948
Hersz Włodowski	Panieńska 36	25.01.1951

Quelle: Cz. Kowalak, Z. Maksymowicz, *Rzemiosło legnickie 1949-1989*, „Szkice legnickie", Bd. 35, S. 175-178.

DIE LETZTEN UNTER DEN JUDEN VON *LEGNICA*. SAMUEL HALICZER UND MOJSZE SZNEJSER

Im Jahre 1993 ist in Polen ein einzigartiges Album von Małgorzata Niezabitowska und Tomasz Tomaszewski „Die letzten Juden in Polen" erschienen. Zuvor war es bereits in den USA, Deutschland, Österreich und der Schweiz veröffentlicht worden und überall bewegte es Gemüter: Ein Bildband, der den Untergang der jüdischen Welt in Polen verkündete und die letzte Generation der hier ansässigen Juden verewigen wollte. Es hat sich jedoch gezeigt, dass die Autoren falsch lagen – die Helden haben sich nicht als die Letzten erwiesen und das jüdische Leben erneuerte sich nach 1989 in vielfältigen Formen.

Es hat mich schon immer gewundert, dass die Autoren auf ihrer Suche nie Niederschlesien erreicht haben. Womöglich hätten sie damals (Mitte der 1980er Jahre) festgestellt, dass es dort von den „letzten Juden" noch recht viele gegeben hat? Denn sogar viele Jahre später lebten in zahlreichen Städten und Städtchen der Region (*Dzierżoniów* \ Reichenbach, *Bielawa* \ Langenbielau, *Legnica* \ Liegnitz,

Samuel Haliczer (Dritter von rechts) im Verein für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ) in Legnica.

Wałbrzych \ Waldenburg, *Kłodzko* \ Glatz und *Wrocław* \ Breslau) Juden, die aus vielfältigen Gründen als „die Letzten“ bezeichnet werden könnten. Die Letzten, die vor dem Zweiten Weltkrieg geboren die jüdische Welt vor dem Holocaust kennen gelernt haben; die Letzten, die des Jiddischen mächtig waren, obwohl sie kaum eine Gelegenheit mehr hatten, sich in der Sprache zu unterhalten; die Letzten, die ihr Leben lang Juden waren – von der Geburt bis zum Tode.

Der wahrscheinlich letzte jüdische Buchhändler Polens war Samuel Haliczer aus *Legnica*. Ich lernte ihn im Jahre 1999 in der Jüdischen Gemeinde in *Wrocław* kennen. Ich weiß es noch, als er während eines unseren ersten Treffen mich als *szikse* bezeichnete und es durchaus nicht als einen Ausdruck der Zuneigung meinte... Ich entsinne mich auch, dass er als gläubiger Jude samstags kein Geld anfasste (an einem Schabbat ist es untersagt) und andere ihm die geschuldeten Beträge direkt in seine Jackentasche einsteckten. Später prägte ich ihn mir als unauffälligen Opa ein, der jeden Freitag, wenige Stunden vor dem Schabbat in *Wrocław* aus *Legnica* anreiste, um einen Minjan mitzubilden. Damals wußte ich nur wenig über seine Vergangenheit. Erst später erfuhr ich, dass er einer der am besten judaistisch ausgebildeten Juden Niederschlesiens gewesen war. Und nach seinem Tod wurde mir bewusst, dass er in *Legnica* als eine beinahe legendäre Person galt... Er bleibt in Erinnerung als Lehrer, Bücherliebhaber und Antiquar, der stundenlang von Büchern erzählen und über sie sogar streiten konnte! Unter den Liegnitzer Schriftstellern hatte er viele Freunde, doch bevor er in der Stadt ankam, war er von dem Schicksal nicht verschont geblieben...

Samuel Haliczer kam zur Welt am 22. Mai 1914 in *Załoźce* als Sohn von Łazarz und Antonina, geborene Hochfeld. *Załoźce* war ein Städtchen in der Woiwodschaft Tarnopol, gelegen am Fluss Seret. Im Jahre 1900 gab es in dem Ort mit 7.315 Bewohnern knapp 2.400 Juden (den Rest bildeten Polen und Karpatorussen) und die meisten von ihnen waren Händler und Handwerker. In den Meldebüchern des Ortes werden mehrere Personen verzeichnet, die Haliczer hießen: einer (M. Haliczer) war in den Jahren 1926-1930 Besitzer eines Fotobetriebes, ein anderer (M. Haliczer) war zu gleicher Zeit als Maler tätig, zwei weitere (Ch. Haliczer und I. Haliczer) werden in den Jahren 1928-1930 als Gemischtwarenhändler und der letzte (A. Haliczer) als Eisenhändler aufgeführt.

Samuel Haliczer.

Samuel Haliczer erzählte seinen Bekannten in *Legnica*, dass sein Vater Verwalter an einer örtlichen Industriemühle gewesen sei. Selber ein einfacher Mensch, legte er einen hohen Wert auf die Bildung seines Filius und sparte dabei nicht an Geld. Samuel absolvierte ein Gymnasium in *Tarnopol* und ging anschließend nach *Warszawa*, um zu studieren. Während er an der Warschauer Universität sich mit Geschichte und Germanistik befasste, nahm er parallel ein Studium am Institut für Judaistische Wissenschaften – einer im Jahre 1928 gegründeten jüdischen Wissenschaftseinrichtung – auf. Acht Jahre lang hatte das Institut keinen festen Sitz, im Jahre 1936 zog es in das an die Große Synagoge in der *ul. Tłomackie* angrenzende neue Gebäude der Judaistischen Zentralbibliothek (der aktuelle Sitz des Emanuel-Ringelblum Jüdisches Historisches Instituts) ein. Die Schule sollte fortschrittliche Rabbiner und Mittelschullehrer für judaistische Fächer ausbilden. Das Institut bestand aus zwei Fakultäten: für Rabbinerlehre beziehungsweise für Geschichts- und Sozialwissenschaften; lehrbeauftragt wurden herausragende Wissenschaftler und Judaismuskenner, darunter Mojżesz Schorr, Majer Bałaban und Ignacy Schiper. Nur etwa einhundert Hörer haben an dem Institut ein Diplom erlangt. Es bleibt ungewiss, ob Samuel

Haliczer zu ihnen zählte, doch in Niederschlesien herrschte die Meinung, er sei der einzige lebende Absolvent der legendären Einrichtung gewesen. Durch das Studium durfte er in der Synagoge aus der Tora vortragen, während der Gottesdienste vorbeten und Bestattungen leiten.

Im Jahre 1939 absolvierte er das Studium an der Universität Warschau. Im Sommer reichte er seine Magisterarbeit ein, nach der Sommerpause wollte er sie verteidigen, doch daran hinderte ihn der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Samuel Haliczer kehrte in seine Heimat zurück und arbeitete unter der sowjetischen Besetzung in Tarnopol bis 1941 als Beamter (einer Version zufolge am Eichamt, einer anderen – am Verpflegungsamt). Nach dem Angriff Deutschlands auf die UdSSR floh er aus Tarnopol und zog in ein Landgut von Freunden seines Vaters ein. Dort versteckte er sich bis zum Einmarsch der Roten Armee.

Aus unbekannten Gründen entschied er sich dagegen, in den 1940er Jahren im Rahmen der Umsiedlung der polnischen Bevölkerung aus dem Gebiet der UdSSR nach Polen zu kommen. Ins Land kehrte er als sogenannter „später Repatriierter" erst im Jahre 1957 zurück, begleitet von seiner Frau Ida und dem zweijährigem Sohn Leon. Dem Vernehmen nach brachte er – wie jeder Heimkehrer – drei riesige Truhen mit. Doch anders als die meisten hatte er zwei mit Büchern gefüllt... Die Familie zog in *Legnica* in ein Haus an der *ul. Jaworzyńska* ein. Als seine Frau und Sohn im Jahre 1965 nach Israel zogen, wollte er nicht mal an die Auswanderung denken.

Über eine kurze Zeit arbeitete Samuel Haliczer in einer Buchbindergenossenschaft, in der Stadtbibliothek von *Legnica* und anschließend als Austräger von Kolportageliterater des Verlages „Dom Książki \ Buchhaus". Seine bedeutendste Betätigung war jedoch der Handel mit Büchern. Er wurde zu einer Ein-Mann-Institution, als er in den 1960er und 1970er Jahren mit Büchern hausierte. Zu jener Zeit waren Bücher als Ware begehrt, „unter dem Ladentisch" und „durch Beziehungen" gekauft. Bei Samuel Haliczer konnte man Lexika, Wörterbücher und die neusten Romane bestellen. Bücher, die damals kaum zu bekommen waren.

Zu dieser Zeit engagierte er sich in das Leben der jüdischen Gemeinschaft von *Legnica* – insbesondere der Kongregation des mosaischen Glaubens (der späteren jüdischen Gemeinde) und am Verein für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ) lehrte er Jiddisch.

Er starb im Jahre 2002. Nach seinem Tod ist in der Zeitschrift *„Konkrety"* ein kurzer Beitrag unter dem Titel *„Koniec epoki* \ Das Ende einer Epoche" erschienen. Er war einem Buchhändler gewidmet, der über Jahrzehnte der Landschaft von *Legnica* angehörte und sie in den 1960er und 1970er Jahren mitprägte. Zitiert wurden darin die Worte eines der Vorsteher der jüdischen Gemeinde von *Wrocław*, Anatol Kaszen: „Er war wortwörtlich aus einem Roman von Thomas Mann abgeschrieben. Er erinnerte mich immer an Bruno Schulz. Klein gewachsen, beweglich, sehr lebendig. Über die Jahre wanderte er die Stadt durch, zwei Aktentaschen gefüllt mit Büchern in den Händen. Zu einer Zeit, als es recht schwierig war, ein gutes Buch zu kaufen, war er derjenige, der die meisten privaten Bücherschränke der Stadtintelligenz versorgte".

Und wie war Samuel Haliczer privat? Dem Vernehmen nach hatte er ein großes Herz und liebte Frauen jeden Alters, was ihm mit Sicherheit oftmals Schwierigkeiten bereitete... Er hatte auch seine Sünden. Anatol Kaszen, der ihn sehr gut kannte, erzählte mal: „Es ist anderweitig bekannt, dass Samuel hin und wieder sowohl Schweinskoteletts wie auch Eisbein und viele andere Gerichte aß, die ein frommer Jude nicht hinunterschucken können sollte. Doch er hatte dafür immer eine Entschuldigung parat. Und obwohl er wusste, dass man Gott nicht täuschen kann, tat er dies immer auf eine Weise, die ihm ungestraft davon kommen ließ".

In den Erinnerungen seiner Bekannten aus *Legnica* wird ein weiterer wichtiger Charakterzug von Samuel Haliczer festgehalten, der wegen seiner zahlreichen (beruflichen wie auch privaten) Kontakte zu den Polen oft für

Mojsze Sznejser (Erster von rechts) mit Bruder Abram im Schusterbetrieb, Łuków, 1930er Jahre.

Mojsze Sznejser (Erster von rechts) mit Bruder Abram und Onkeln, Radzyń Podlaski oder Łuków, Mitte der 1930er Jahre.

Themen des jüdischen Glaubens beziehungsweise der Kultur befragt wurde. Mit Freude beantwortete er alle Fragen, wobei sein pädagogisches Talent zum Vorschein kam, und lud seine Gesprächspartner sogar zu jüdischen Feiern ein.

Auf dem jüdischen Friedhof an der *ul. Wrocławska* in *Legnica*, wo er begraben wurde, nahmen von ihm neben Liegnitzer Juden und seinen Nachbarn, auch die örtlichen Buchhändler Abschied. An seinem Grab erinnerte man sich daran, dass manch eine Familie in der Stadt ihre Büchersammlung ihm zu verdanken hat.

Die zweite sagenumworbene Figur von *Legnica* war Mojsze Sznejser – der letzte jüdische Schuster der Stadt und womöglich auch Polens.

Mojsze Sznejser ist am 5. März 1920 in *Łuków* bei *Lublin* geboren. Sein Vater David Josel war ebenfalls Schuster und seine Mutter Szajndla, geborene Sosnowiec, kümmerte sich um den Haushalt. Mojsze war der älteste von vier Geschwistern – er hatte zwei Brüder, Abram und Icek (der als Kind gestorben ist), und eine Schwester Chana. In *Łuków* wohnte die Familie an der *ul. Józefa Piłsudskiego*, wo der Vater seinen Schusterbetrieb hatte. Zu Hause wurde Jiddisch gesprochen, doch Mojsze konnte auch Polnisch, weil an der von ihm besuchten Allgemeinschule in *Łuków* polnische Lehrer unterrichtet haben. Parallel ging er auch an die Talmud-Tora-Schule und lernte Jiddisch an dem Cheder, zu dem ihn sein Vater losschickte. In seinen Memoiren gab er die Atmosphäre des jüdischen Lebens in einer Kleinstadt vor dem Zweiten Weltkrieg wieder: „Sonnabends arbeitete keiner. Man durfte nichts, selbst Wasser durfte man nicht kochen. Wenn die Kerzen ausbrannten, zündete man sie nicht mehr an. Wenn jemand elektrischen Anschluss zu Hause hatte, kam jemand anders, Licht anzumachen. Wir hatten eine Petroleumlampe und wenn sie ausging, zündete sie samstags keiner mehr an. Für den Schabbat, den Sonnabend, war alles bereits am Freitag vorbereitet. Die Mutter machte Tschulent (Eintopfgericht) und brachte ihn zum Bäcker, dessen Ofen den ganzen Freitag lang heiß war. Alle Töpfe wurden in den Ofen gestellt, am Sonnabend machte man den Ofen auf und alles war warm. Man brachte Tschulent nach Hause und alle aßen davon".

Mojsze Sznejser (sitzt als Erster von links) mit Kameraden, Łuków, ca. 1946.

Mojsze Sznejser mit Frau Chaja, Legnica, Ende der 1940er Jahre.

Im Jahre 1932, als Mojsze zwölf Jahre alt war, starb sein Vater. Ab dem Zeitpunkt war seine Kindheit und die seiner Geschwister zu Ende. Als das älteste Kind musste er die Schule verlassen und die Familie unterstützen. Fortan lernte er an einer Abendschule. Zunächst waren er und sein Bruder in Ausbildung bei einem Schustermeister. Um 1936 zog er nach *Warszawa* zu seinem Onkel um und nahm dort die Tätigkeit als Schuster auf. Kurz vor dem Kriegsausbruch kehrte er wieder nach *Łuków* zurück. Im September oder Oktober 1939 floh er mit seinem Bruder Abram in den Wald, dort versteckten sie sich über einige Zeit. Sie entschloßen sich in den Osten zu fliehen. In Brest-Litowsk (*Brześć*), wo sie die Grenze passieren wollten, nahm man sie gefangen und schickte sie nach Homel in Weißrussland. Dort arbeitete Mojsze Sznejser in einer Maschinenfabrik. Nach dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges, wahrscheinlich im Jahre 1941, floh er mit einem Zug in den Osten der UdSSR, in die Stadt Kurgan, wo er als Schuster tätig wurde. Dann wurde er in die Rote Armee eingezogen, doch als polnischer Bürger nicht zur Front, sondern in die Aluminiumfabrik in Tscheljabinsk am Ural geschickt. Eines Fahnenfluchtversuchs beschuldigt wurde er zum Tode verurteilt; die Todesstrafe wandelte man später in zehn Jahre Arbeitslager ein. In den Ural verbannt, wurde er in das Arbeitslager in Nischni Tagil deportiert. Durch die Unterstützung eines Juden, der in dem Lager Aufseher war, wurde er nach Moskau versetzt. Dort reparierte er – wie auch zig andere Schuster – Springerstiefel, die anschließend an die Front verschickt werden sollten. Er konnte nur dank seiner Leistungsfähigkeit überleben – am Tage erreichte er vierhundert- bis viereinhalbhundert Prozent der Norm. In dem Moskauer Arbeitslager blieb er bis zum Jahre 1946. Mojsze Sznejser erinnerte sich daran, dass man in diesem Jahre in der UdSSR eine Amnestie erließ und sowjetische Bürger aus den Arbeitslagern hinausgelassen wurden. Durch Zufall ist auch ihm gelungen, das Lager zu verlassen: Man las in seiner Akte, dass er in *Łuków* geboren war, und dachte, dass damit *Welikije Luki* bei Moskau gemeint wären...

Fast alle Verwandten Sznejsers kamen während des Holocausts ums Leben. Mojsze wusste nicht, ob sein Bruder, mit dem er in den Osten geflohen war, überlebte. Er

kehrte in seine Heimat zurück und zog anschließend mit seiner Frau Chaja nach Niederschlesien, wo sich viele Juden niederließen. Zunächst gelang er nach *Dzierżoniów* (Reichenbach), wo im Jahre 1947 sein erstgeborener Sohn Dawid Berek zur Welt kam. Obwohl er dort an einer jüdischen Arbeitsgenossenschaft als Schuster Arbeit hatte, zog die Familie bald nach *Legnica*, wo sein Onkel – der jüngste Bruder seiner Mutter – wohnte. Kurz später fand sich sein Bruder Abram wieder, angereist aus Rumänien mit seiner Frau, einer rumänischen Jüdin. Mojsze freute sich jedoch nicht lange über die wiedergewonnene Familie: Nach zwei Jahren wanderten Abram und seine Frau nach Israel aus. In *Legnica* nahm Mojsze zunächst Arbeit in dem Schusterbetrieb seines Onkels und anschließend in der Schustergenossenschaft „Wohlstand" auf. Als diese im Jahre 1960 geschlossen wurde, entschloss er sich, an der *ul. Kartuska* einen eigenen Betrieb zu eröffnen, den er über weitere vierzig Jahre führte.

Legnica wurde für Mojsze Schnejser ein zweites Zuhause. Hier wurden seine Kinder – der Sohn Szama im Jahre 1950 und 1952 die Tochter Syma – geboren. Hier fand er einen Ersatz für das jüdische Leben, das er vor dem Krieg kannte, da hier ließen sich viele polnische Juden nieder, sie gründeten die eigenen Vereine, Schulen, Arbeitsgenossenschaften und Parteien. In seinen Erzählungen findet man die Atmosphäre der „jüdischen" Stadt der Nachkriegszeit wieder: „Es hat damals viele Menschen gegeben. Es gab das Gebetshaus und den Verein. Ich besuchte beides. Zum Verein ging ich immer abends – wir kamen, spielten Domino, es gab ein Buffet. Das Leben war anders – lebhaft; wir besuchten einen Klub, gingen in den Park, ins Kino. Der Klub war in der Straße *Nowy Świat*. Man konnte ihn täglich besuchen. Künstler reisten an, um dort aufzutreten. In der selben Straße gab es auch ein jüdisches Theater. Man reiste aus *Warszawa* und *Wrocław* an, die Vorstellungen waren auf Jiddisch. Auch die Polen sangen dort auf Jiddisch".

Nach der antisemitischen Kampagne im März 1968 wanderten zwei Kinder Mojsze Sznejsers aus Polen aus

Chaja Sznejser mit Kindern – den Söhnen Dawid Berek und Szama und der Tochter Syma, Legnica, 1950er Jahre.

– ein Sohn nach Israel und die Tochter nach Dänemark. Doch er wollte nicht wegziehen, hier war sein Zuhause. In Polen blieb auch sein ältester Sohn.

Jahre gingen vorbei – Mojsze erlebte den Tod seines Sohnes, der ausgewandert war, dann den Tod seiner Ehefrau, der Tochter in Dänemark und anschließend des ältesten Sohnes. In diesen schwierigen Zeiten war Arbeit seine Zuflucht: „Und ich arbeitete weiter. Und arbeite bis heute, denn ich will ein normales Leben führen. Und ich vermisse *Łuków*, meine Stadt, dort war das Leben schön. (…) Soll man so sitzen und auf den Tod warten? Man muss laufen". Seinen Betrieb leitete er noch im Jahre 2005, mit fünfundachtzig Jahren...

Ich traf Mojsze Sznejser im Jahre 2012 bei der durch den Hauptvorstand des Vereins für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ) in *Legnica* veranstalteten Feier zum 74. Jahrestag der Reichspogromnacht. Während des offiziellen Teils am ehemaligen Standort der abgebrannten Synagoge, nach den Reden des Bürgermeisters von *Legnica* und des Verbandsvorstands, sprach er plötzlich. Er trug ein Gedicht auf Hebräisch vor, dann rezitierte er auf Polnisch:

Mojsze Sznejser vor seinem Schusterbetrieb, Legnica, 1997.

Was ist Polen? Kenne es, kenne!
Es ist ein großes, schönes Land.
Es ist Heimat, deine Mutter,
die dich vollkommen liebt.
Und die Felder hinter den Bergen,
Und die Berge hinter den Wäldern,
Und die Flüsse, die in die Ferne fließen,
Und die Lieder, die nie untergehen werden,
Und die Menschen, die du kennst.
Das ist Polen, unser Land.

Das Gedicht, das mit großer Ergriffenheit durch den zweiundneunzigjährigen polnischen Juden vorgetragen wurde, der Polen immer für seine Heimat hielt und es nie verlassen wollte, ließ einen Rührung ergreifen. Samuel Haliczer und Mojsze Sznejser waren nicht die letzten Juden von *Legnica*. Auch in anderen Städten und Städtchen Niederschlesiens trifft man auf Juden, deren Lebensgeschichten fertige Drehbücher enthalten. Doch kaum jemand ist bereit, sich diese Geschichten anzuhören...

LUBIN (LÜBEN)

JUDEN IN LÜBEN

Lüben war nie ein großes Sammelbecken der deutschen Juden gewesen. Weder lag es an einer wichtigen Route noch war es traditionell von Juden bewohnt. Obwohl nach dem Zweiten Weltkrieg polnische Juden zahlreich nach Niederschlesien einwanderten, ließen sie sich nicht in *Lubin* nieder. Die Schicksale der Juden in dieser Stadt sind umso mehr in Vergessenheit geraten, als hier keine materiellen Überreste von deren Anwesenheit erhalten blieben. Die Synagoge wurde wahrscheinlich während der ersten Kriegshandlungen zerstört und vom Friedhof sind alle Spuren verschwunden...

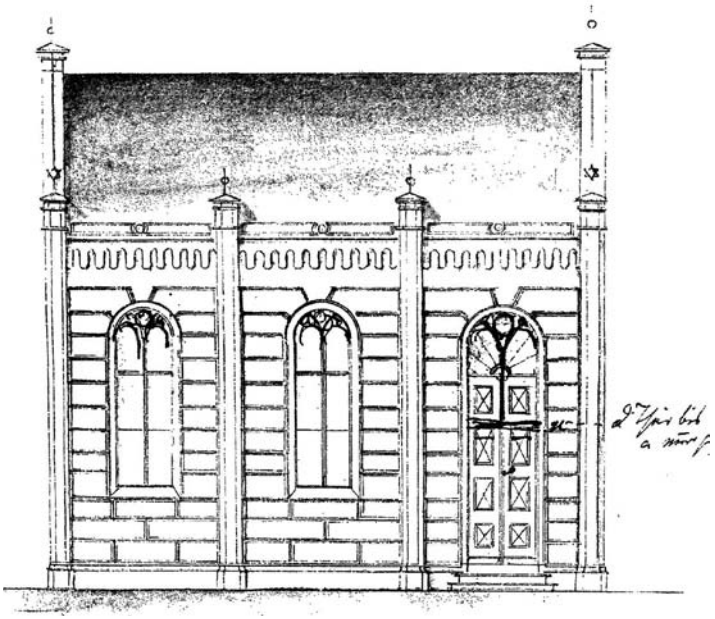
Die erste Notiz von Juden in Lüben geht auf das Mittelalter zurück. Aus dem frühen 14. Jahrhundert blieben Hinweise auf die Anwesenheit der Juden in Lüben, Steinau a. Oder (*Ścinawa*), Guhrau (*Góra)* und Fraustadt (*Wschowa*) erhalten. Mit Sicherheit bildeten sie zu dieser Zeit in der Stadt keine größere Bevölkerungsgruppe. Eine organisierte jüdische Ansiedlung fing in Lüben erst nach dem Erlass des Emanzipationsediktes (1812) an, doch es wurde nie zum Sitz einer selbstständigen jüdischen Gemeinde.

Zunächst ließ sich im Jahre 1814 in der Stadt die Familie des aus Glogau stammenden Mendel Hirsch Berliner nieder. Sechs Jahre später wanderterten Kaufmann Herz Brieger aus Breslau mit seiner Ehefrau ein. In den folgenden Jahrzehnten stieg die Anzahl der jüdischen Bevölkerung mit jeder Ansiedlungswelle und erreichte ihren Höhepunkt (hundertelf Personen in Lüben, hundertdreißig im Kreisgebiet) im Jahre 1871. Die Juden reisten hier hauptsächlich aus Großpolen wie auch aus den nahegelegenen Glogau und Breslau und umliegenden Ortschaften in Niederschlesien ein. Die großpolnischen Juden bildeten den Kern der Gemeinschaft und prägten die junge jüdische Gemeinde.

Die Anzahl der Juden in Lüben unterlag starken Schwankungen. Im späten 19. Jahrhundert nahm die Abwanderung zu – sowohl in die größeren Stadtzentren in Schlesien wie auch in die westlichen Regionen Deutschlands. Einzelne wanderten nach Nordamerika, Großbritannien und Holland aus.

Die jüdische Gemeinde von Lüben sorgte vor allem für die Stillung der religiösen Bedürfnisse der Gemeinschaft. Sie veranstaltete Gottesdienste und Begräbnisse, womit der Besitz einer Synagoge und eines Friedhofs einherging. Ursprünglich (seit circa 1837) hielt man Gottesdienste in einem angemieteten Lokal ab. Dieses stellte sich jedoch in den frühen 1860er Jahren als unzureichend heraus, als immer mehr jüdische Familien in die Stadt und deren Umland zogen. In den späten 1860er Jahren trafen die Lübener Juden die Entscheidung, eine Synagoge zu bauen. Sie ist in den Jahren 1867-1868 entstanden, gelegen an einem repräsentativen Ort – unweit des Ringes, an der damaligen Schulpromenade 12 (heute *ul. Mikołaja Kopernika*). Die Investition war dank der Großzügigkeit Lübener Juden, der Unterstützung der Stadtverwaltung wie auch einer Förderung der Haymann-Stiftung aus Kopenhagen möglich. Die Synagoge wurde am 14. September 1868 feierlich eingeweiht.

Das Datum, an dem der jüdische Friedhof gegründet wurde, ist unbekannt – aller Wahrscheinlichkeit nach war es in den 1830er beziehungsweise 1840er Jahren. Dessen Entstehung geht auf eine Anordnung der preußischen Verwaltung zurück, die die Juden zur Friedhofserrichtung in



Ein Entwurf der Synagoge von Lüben.

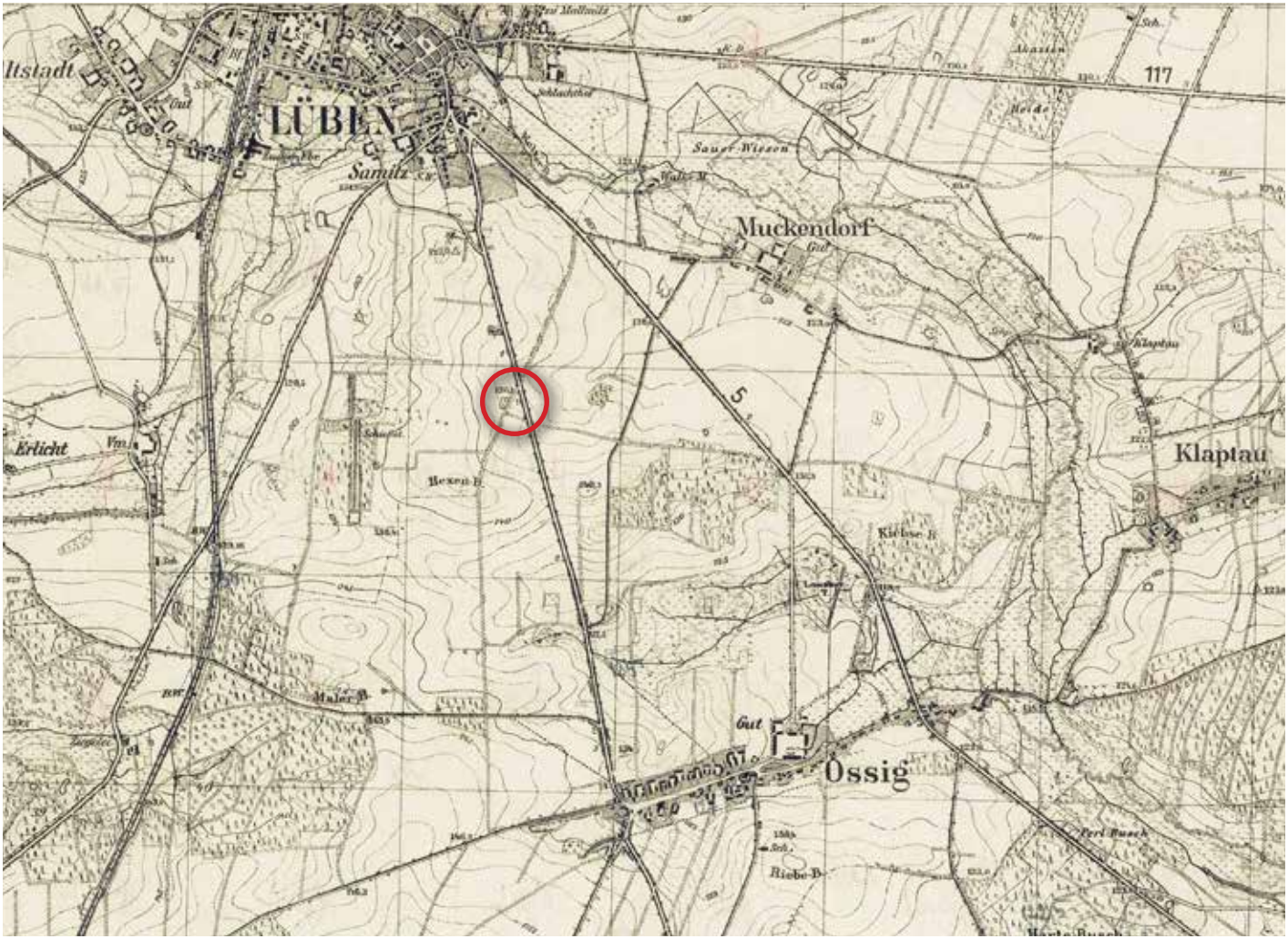
Die Synagoge von Lüben an der Schulpromenade (heute ul. Mikołaja Kopernika), Anfang des 20. Jahrhunderts.

größeren Sammelbecken verpflichtete. Der recht kleine jüdische Friedhof mit einer Fläche von sieben Ar (700 m²) lag außerhalb der Stadt am Weg von Lüben in das Dorf Ossig *(Osiek)*. Als Begräbnisstätte diente er mit Sicherheit bis zum Zweiten Weltkrieg. Es ist bekannt, dass noch im Jahre 1943 dort Grabsteine vorzufinden waren, gleichwohl umgeworfen und teilweise zerschlagen, und der Zaun war fast vollständig zerstört.

In Lüben der 1930er Jahre existierte noch eine Spur des jüdischen Erbes – die Judengasse. Ihr Bestehen ging wahrscheinlich auf die Lage der jüdischen Häuser im Mittelalter zurück. In den 1930er Jahren, als die Nationalsozialististen an die Macht kamen, wurde die Judengasse in die Schlosstraße umbenannt. Den schmalen Weg zwischen den heutigen Straßen *ul. Mieszka I* und *Rynek 19-22* gibt es heute nicht mehr.

Im 19. Jahrhundert betrieben die Juden von Lüben hauptsächlich Handelsgewerbe (für Pferde, Lederwaren und Wolle) und waren Handwerker. Unter den Handwerkern waren sowohl Vertreter der traditionell jüdischen Berufe (Schneider, Kürschner und Gerber) als auch der modernen (Vodkadestillateure und Zigarettehersteller). Die Juden gehörten auch freien Berufen an – sie waren Ärzte, Buchhändler und Rechtsanwälte – beziehungsweise waren beruflich an die jüdische Gemeinde gebunden, wie die Schlachter und Kantoren.

Ein interessantes Karrierebeispiel war die Geschichte der Familie Louis Philippsbergs, eines Kürschners, der sich



Ein Ausschnitt einer topographischen Landkarte von Lüben aus dem Jahre 1933 mit gekennzeichnetem jüdischem Friedhof.

Der Sitz der Firma Max Hirsch am Lübener Ring (zweites Gebäude von rechts) nach dem Ersten Weltkrieg.

Der Sitz des Verlages von Emanuel Nitschke (zweites Gebäude von rechts) nach dem Ersten Weltkrieg.

in den 1860er Jahren in Lüben niederließ und innerhalb von vielen Jahren ein ausgezeichnet gedeihendes Unternehmen entwickelte, das anschließend von seiner Tochter – der ersten Frau Deutschlands, die einen Kürschnermeistertitel erlangt hat – übernommen wurde.

Die jüdische Gemeinde blieb nur bis Ende der 1890er Jahre in Lüben bestehen – sie wurde im Jahre 1897 wegen des Abgangs der jüdischen Bevölkerung aufgelöst. Ihre rechtliche Erbin wurde die jüdische Gemeinde zu Liegnitz. Es bleibt ungewiss, ob in der Synagoge zu Lüben nach dem Ersten Weltkrieg Gottesdienste abgehalten wurden.

Zur wirtschaftlichen Elite der Stadt gehörten im 20. Jahrhundert die Familien Philippsberg, Nitschke und Hirsch. Emanuel Nitschke war Besitzer eines in der Breite Straße 12 (*ul. Tysiąclecia)* gelegenen Schreibwarengeschäfts, einer Druckerei und eines Verlages, während Max Hirsch am Ring 25 (*Rynek)* einen Destillationsbetrieb und eine Likörfabrik hatte. In den späten 1930er Jahren wurden beide Unternehmen als „nichtarischer Besitz" durch Deutsche übernommen.

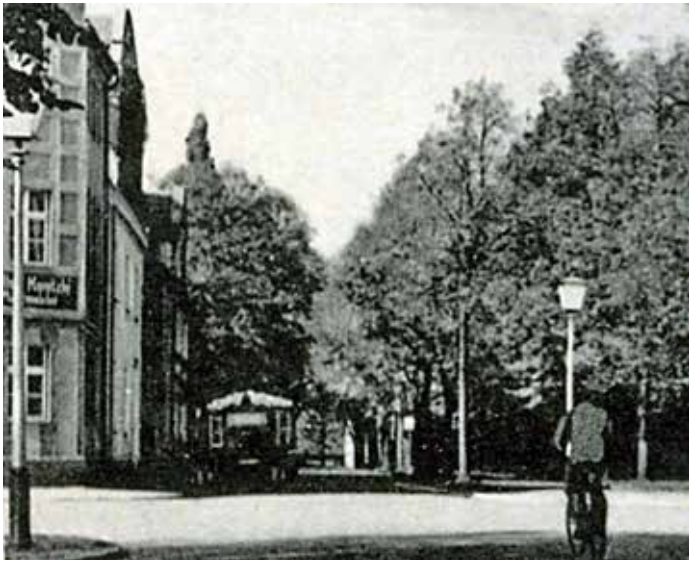
Im Jahre 1932, kurz vor der Machterlangung durch Adolf Hitler, wohnten in Lüben neunzehn Juden, die der jüdischen Gemeinde von Liegnitz angehörten. Bald sollten sie die ersten Repressionen auf Grundlage der Nürnberger Gesetze zu spüren bekommen.

Der Ursprung des Holocausts in Deutschland waren die Ereignisse der Reichspogromnacht. Sie blieben auch den Juden von Lüben nicht vorenthalten: Am 9. November 1938 zerstörten und plünderten die einheimischen Nazionalsozialisten die Synagoge. Das Gebäude wurde anschließend veräußert und zum Mietshaus umgebaut. Bis zum heutigen Tage blieb die Synagoge nicht erhalten – wahrscheinlich wurde sie während der Kriegshandlungen oder kurz nach dem Krieg zerstört.

Einer Zählung der jüdischen Bevölkerung in Schlesien aus dem Jahre 1939 zufolge wohnten im Kreis Lüben siebenundzwanzig Juden – achtzehn Frauen und neun

Werbung des Unternehmens des Emanuel Nitschkes aus Lüben.

Männer. In der Stadt hielten sich zu dieser Zeit noch fünfzehn weitere Juden auf, unter ihnen zwei Frauen – Bianka Philippsberg und Meta Joseph, die bis 1938 ihre Familienbetriebe leiteten. Die erstere war seit dem Jahre 1912 Geschäftsführerin des Einzelhandelunternehmens „Louis Philippsberg", das auf Vertrieb von Konfektion, Pelzwaren



Die Synagoge von Lüben umgebaut in ein Mietshaus, nach 1938.

und Kürschnereiwaren spezialisiert war; Meta Joseph betrieb ein Einzelhandelsgeschäft mit Textilwaren. Keine hat rechtzeitig Lüben verlassen können – ihre Namen sind unter Opfern des Holocausts zu finden.

Während des Zweiten Weltkrieges wurde Lüben zum letzten Mal jüdisches Sammelbecken, als einhundert polnische Juden in der örtlichen Zuckerfabrik zwangsarbeiteten.

Die letzte materielle Spur der knapp hundertdreißigjährigen jüdischen Anwesenheit in Lüben war der Friedhof. Er wurde offiziell erst in den späten 1970er Jahren aufgelöst, während der Errichtung der Siedlung *Przylesie*. Das Schicksal der bis dahin erhaltenen Grabsteine bleibt unbekannt. Noch im Jahre 2005 gab es an der Stelle des ehemaligen jüdischen Friedhofs eine Grünanlage, bewachsen im Frühling mit Veilchen, doch sechs Jahre später errichtete man an der Stelle einen modernen Kinderspielplatz...

DIE FAMILIENSAGA DER PHILIPPSBERGS AUS LÜBEN

Über das Schicksal der Familie Philippsberg las ich zum ersten Mal von wenigen Jahren auf einem deutschsprachigen Internetportal, gewidmet dem alten Lüben. Möglicherweise hätte ich es als eine von vielen Familiengeschichten der aus Schlesien stammenden deutschen Juden aufgefasst, gäbe es nicht die Fotos. Auf diesen waren konkrete Menschen zu sehen: Frauen in geschmackvollen Kostümen und Männer in gut geschnittenen Anzügen. Sie sahen aus wie durschnittliche, mit dem Leben zufriedene Deutsche und ausgeglichene Erfolgsmenschen. Auf einer der Aufnahmen waren sie in dem beliebten Kurort Marienbad in Böhmen (*Mariánské Lázně*), auf einer anderen – am Eiger in den Berner Alpen in der Schweiz. Während ich diese Fotos anstarrte, konnte ich den Gedanken nicht loswerden, dass ihre wundervolle Welt bald in Trümmer zerfallen sollte und sie – stolze Bürger des Deutschen Reiches, die sich zum mosaischen Glauben bekannten – zunächst zu Angehörigen einer gesellschaftlichen Randgruppe und anschließend zum Tode verurteilt werden. Das Schicksal der Philippsbergs war eine aus meiner Sicht für diese Gegend typische jüdische Familiengeschichte. In ihr fand ich alle möglichen Abwandlungen des Schicksals der deutschen Juden um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts wieder – die Assimilation, Emanzipation (auch jene von Frauen), den sozialen Aufstieg und wirtschaftlichen Erfolg, die Auswanderung und schließlich den Holocaust. Und das alles hatte ihren Ursprung in Lüben, einer Provinzkleinstadt in Niederschlesien.

Hermann Philippsberg mit Ehefrau Gertrud am Eiger in den Berner Alpen in der Schweiz.

Der Stammsälteste des Lübener Zweigs der Familie war der im Jahre 1832 geborene Louis, Kürschner von Beruf. In seiner Heimat Lissa (*Leszno*) in Großpolen heiratete er Ulrike Schlesinger. Kurz darauf wurden sie Eltern von zwei Jungs. Um 1863 zog die Familie nach Lüben um, wo weitere Kinder zur Welt kamen. Ulrike und Louis hatten fünf Söhne – Siegfried, Hermann, Simon, Isidor und Salomon (Salo) – und zwei Töchter – Amalie (Mally) und Bianca. Über ihr Leben in dieser Periode ist wenig bekannt, doch es lässt sich vermuten, dass sie, wie es für die jüdischen Familien in Preußen üblich war, dem traditionellen Judaismus wenig verbunden waren. Dafür durften sie sicherlich all dem gegenüber offen gewesen sein, was die jüdische Aufklärung,

Der letzte Familienaufenthalt in Marienbad, späte 1930er Jahre.

die Haskalah, mit sich brachte. Darauf weisen beispielsweise die Namen der Kinder hin, die teilweise der jüdischen Tradition fremd waren. Wie die meisten deutschen Juden sahen die Philippsbergs in der Assimilation eine Chance, gleichberechtigte Bürger in dem eigenen Land zu werden, und diese Chance wollten sie unbedingt nutzen.

Louis Philippsberg gründete in Lüben einen Kürschnerbetrieb, der mit der Zeit zu einem beträchtlichen Unternehmen wurde und der zahlreichen Familie die Existenz sicherte. Ihren Sitz hatte die Firma in der heute nicht mehr existenten Ober Glogauer Straße 6, wo die Philippsbergs bis in die 1930er Jahre wohnten.

Die meisten Details ihres Lebens – welche Schulen ihre Kinder absolvierten, wie oft sie die Synagoge an der Schulpromenade besuchten, ob Familienmitglieder an dem Ersten Weltkrieg teilgenommen haben – bleiben unbekannt. Doch eins bleibt sicher: In der Kleinstadt gedieh es der Familie so gut, dass der Senior bis zum seinen Tode im Jahre 1912 sich nicht entschieden hat, den Ort zu verlassen. Doch seine Söhne empfanden Lüben als zu klein und zogen in größere Städte – nach Waldenburg (*Wałbrzych*), Breslau (*Wrocław*) und Leipzig, einer ließ sich sogar in Belgien nieder – und leiteten dort eigene Unternehmen.

Louis Philippsberg starb im Jahre 1912 und wurde wahrscheinlich auf dem jüdischen Friedhof in seiner Heimatstadt beigesetzt. Der Familienbetrieb wurde von einem seiner Kinder übernommen – überraschenderweise nicht von einem Sohn, sondern von der jüngsten Tochter Bianca.

Wie war das spätere Schicksal der Familie? Der älteste Sohn Siegfried (Jahrgang 1859) wohnte mit der Familie in Breslau an der Augustastraße 135 (heute die Straßen *ul. Szczęśliwa, Pabianicka* und *Wesoła*). Er war Kaufmann und hatte ein Metallwarengeschäft in der Höfchenstraße 64 *(ul. Tadeusza Zielińskiego*). Er und seine Ehefrau Regina, geboren Tischler, waren Eltern von vier Kindern – drei Töchtern und eines Sohnes. Siegfried starb bereits vor dem Zweiten Weltkrieg und wurde mit Sicherheit auf dem jüdischen Friedhof an der Flughafenstraße in Cosel (*Koźle*) begraben. Seine Frau Regina und die älteste

Bianca, Hermann und Gertrud Philippsberg, 1932.

Tochter Henriette Hertha teilten leider das Schicksal der Tausende der niederschlesischen Juden, denen es nicht gelungen war, das nationalsozialistische Deutschland zu verlassen: Beide wurden aus Breslau in das Ghetto Theresienstadt deportiert und dort kamen sie ums Leben. Sonstigen Kindern Siegfrieds gelang es, aus Deutschland zu fliehen – eine Tochter (deren Tochter Opfer des Holocausts wurde) erreichte Großbritannien, die andere Tochter und der Sohn fanden sich in den USA wieder.

Der zweite Sohn der Philippsbergs war Hermann (Jahrgang 1861). Seinen Beruf erbte er von seinem Vater – er handelte mit Pelzwaren und war der Erfolgreichste in der Familie. Aus provinziellen Lüben wanderte er nach Leipzig aus, gründete dort sein Unternehmen und heiratete Gertruda Bacher aus Magdeburg. Das Ehepaar hatte vier Kinder – einen Sohn und drei Töchter. In den Familienerzählungen bleibt Erinnerung an die alljährlichen Reisen Hermanns nach Russland – nach Sankt Petersburg, Moskau und Nischni Nowgorod an der Wolga: von dort führte er Pelzwaren in das europäische Kürschnerhandwerkzentrum Leipzig ein. In seinem Laden konnte man Pelze aus Hermelin, Zobel, den amerikanischen und australischen Opossums beziehungsweise dem Persianer bekommen. Durch das erfolgreiche Geschäftsmodell konnte sich die Familie Hermann Philippsbergs als wohlhabend schätzen. Dank seiner Enkelin Dorothy Obstfeld, die die Familienerzählungen zusammenführte, ist auch mehr über Hermann selbst bekannt. Er mochte Sport und körperliche Aktivitäten. Auf einem Foto ist er in den Berner Alpen, am Eiger zu sehen.

Werbung der Firma von Hermann Philippsberg aus Leipzig, 1933.

Werbung der Firma von Hermann Philippsberg aus Leipzig, 1939.

Er konnte vier Sprachen (außer Deutsch – Englisch, Französisch und Russisch), was bei den internationalen Geschäften von Vorteil war, und ermutigte die eigenen Kinder dazu, Sprachen zu lernen. Leider war es ihm nicht gestattet, sein Leben in Ruhe vollzubringen. Im Alter von einundachtzig Jahren gelangte er in das Ghetto Theresienstadt, dort starb er im November 1942. Seine älteste Tochter Elsa zog mit ihrem Ehemann nach Paris und starb dort noch vor dem Kriegsausbruch. Die Auswanderung nach Frankreich bewahrte ihre Familie jedoch nicht vor dem Holocaust. Ihr Mann und Sohn wurden aus dem Durchgangslager Drancy nach Auschwitz deportiert und dort im Jahre 1942 ermordet. Den Töchtern Margot und Lucie war es im Jahre 1939 gelungen, nach Großbritannien zu fliehen. Ein Jahr später stieg Margot auf ein Schiff nach Kapstadt *(Cape Town)* in Südafrika, um dort einen seit 1933 in Afrika ansässigen deutschen Juden zu heiraten. Es gäbe daran nichts besonderes, wenn sich das Paar nicht nur als Brieffreunde gekannt hätte... Zusammen verbrachten sie ein halbes Jahrhundert. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Großbritannien wanderte Lucie in die USA aus.

Der einzige Sohn Hermanns setzte die Familientraditionen fort und wurde Kürschner. Kurz vor dem Kriegsausbruch war es ihm gelungen, aus Deutschland auszuwandern. Er zog zunächst nach Kuba und anschließend in die USA, wo er ein Juweliergeschäft betrieb.

Der dritte Sohn von Louis und Ulrike Philippsberg, Simon (geboren 1865), heiratete Margarethe Meyer. Die Familie ließ sich in einer anderen niederschlesischen Stadt

– Waldenburg (*Wałbrzych*) – nieder; am Ring eröffnete Simon einen Likörproduktionsbetrieb und einen Alkoholausschank. Simon und Margarethe hatten zwei Söhne, Ludwig und Walter. Ludwig arbeitete zunächst mit seinem Vater zusammen, dann wanderte er nach Brasilien (Rio de Janeiro) aus. Auch dem anderen Sohn Simons gelang es, dem Holocaust zu entkommen – er ließ sich allerdings in Australien (Melbourne) nieder. Ihr Glück konnten ihre Eltern nicht teilen – Simon und Margarethe wurden in das Ghetto Theresienstadt und anschließend in das Vernichtungslager Treblinka deportiert, wo sie ums Leben kamen.

Der vierte Sohn der Philippsbergs, Isidore, heiratete und wanderte nach Belgien aus; dort betätigte er sich am Handel mit Elektrogeräten. Er war zweifach verheiratet, hatte jedoch keine Kinder.

Salomon (Salo, Salusch), der jüngste Sohn von Louis und Ulrike, wurde im Jahre 1869 in Lüben geboren. Zusammen mit Ehefrau Margarethe, geborene Rosenthal, wohnte

Familie Philippsberg, von links: Simon mit Ehefrau Margarethe, Bianca, Gertrud und Hermann, 1932.

er in Neumarkt in Schlesien (*Środa Śląska*) und handelte mit Kohle. Sie hatten zwei Kinder: eine Tochter Lotte und einen Sohn Hans. Die Tochter wanderte nach Dänemark aus, dort ging sie eine Ehe ein und hatte vier Töchter. Der Sohn wohnte in Lüben bei seinen Tanten, dort ging er zur Schule und ließ sich zum Kürschner ausbilden. Vor dem Holocaust floh er nach Bolivien, heiratete und hatte drei Söhne und eine Tochter. Salo und seine Frau wurden in das Ghetto Theresienstadt deportiert; sie kamen im Vernichtungslager Treblinka ums Leben.

Die ältere Tochter von Louis und Ulrike, Amalie (Mally) kam als gebürtige Lübenerin im Jahre 1863 zur Welt. Über eine kurze Zeit war sie verheiratet, dann ließ sie sich scheiden und wohnte in Lüben mit ihrer Schwester zusammen. Mit Sicherheit half sie ihr im Familienbetrieb aus, der unter anderen auf Handel mit Pelzwaren und Konfektion angelegt war.

Als jüngstes Kind in der Familie war Bianca Philippsberg zehn Jahre jünger als ihre Schwester. Sie begleitete ihren Vater bei der Arbeit und lernte von ihm die Geheimnisse des Kürschnereiwesens. Nachdem ihr Vater verstorben war, führte sie den Familienbetrieb fort – dabei konnte von einem Zufall bestimmt keine Rede gewesen sein. Sie ging nie eine Ehe ein und machte den Beruf zu ihrem Leben. Als erste Frau in Deutschland bestand sie im Jahre 1914 die Prüfung als Kürschnermeisterin. Lassen Sie uns etwas mehr Aufmerksamkeit der Frau widmen, die vor mehr als einhundert Jahren einen für eine Jüdin aus Mitteleuropa um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert untypischen Weg einschlug. Ich denke an sie mit großer Sympathie – einer umso größeren, wenn ich die Selbstverleugnung in Betracht ziehe, die eine Frau aus einer Provinzkleinstadt haben musste, um in der Weimarer Republik als jüdische Geschäftsfrau wahrgenommen zu werden. In den Überlieferungen der Philippsbergs kommt sie als eine Frau mit unverwüstlicher Tatkraft rüber und mir scheint es, dass sie eine starke Persönlichkeit gewesen ist. Sie musste auch fest entschlossen sein, eine Berufsprüfung in einer von Männern beherrschten Branche zu belegen. Es muss

Familie Philippsberg während des Ausflugs zum Kloster Grüssau, von links: Bianca, Simon, Grete und Gertrud (Hermanns Ehefrau), 1933.

umso schwieriger gewesen sein, dass sie nicht nur Jüdin und Frau, sondern zu dem Zeitpunkt bereits einundvierzig Jahre alt gewesen ist.

Die Prüfung absolvierte Bianca Philippsberg am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Während des Krieges arbeiteten Tausende deutscher Frauen in Rüstungsfabriken und anderen Arbeitsstätten, wo sie für ihre an der Front kämpfenden Ehemänner und Väter eingesprungen waren. Dies wirkte sich auf ihre berufliche Aktivität nach dem Krieg aus. Womöglich aus diesem Grund erregte eine Geschäftsführerin in der Weimarer Republik keine Kontroverse mehr.

Geleitet von Bianca überstand das Familienunternehmen der Philippsbergs nicht nur den Krieg (Wer dachte zu der Zeit überhaupt daran, Pelzmäntel zu kaufen?), sondern auch die Krise in den 1930er Jahren. Im Jahre 1938 war das Geschäft ein der drei letzten von Juden geführten Betriebe in der Stadt. Kurz darauf muss wohl die Firma Louis Philippsbergs als „nichtarischer Besitz“ enteignet worden sein.

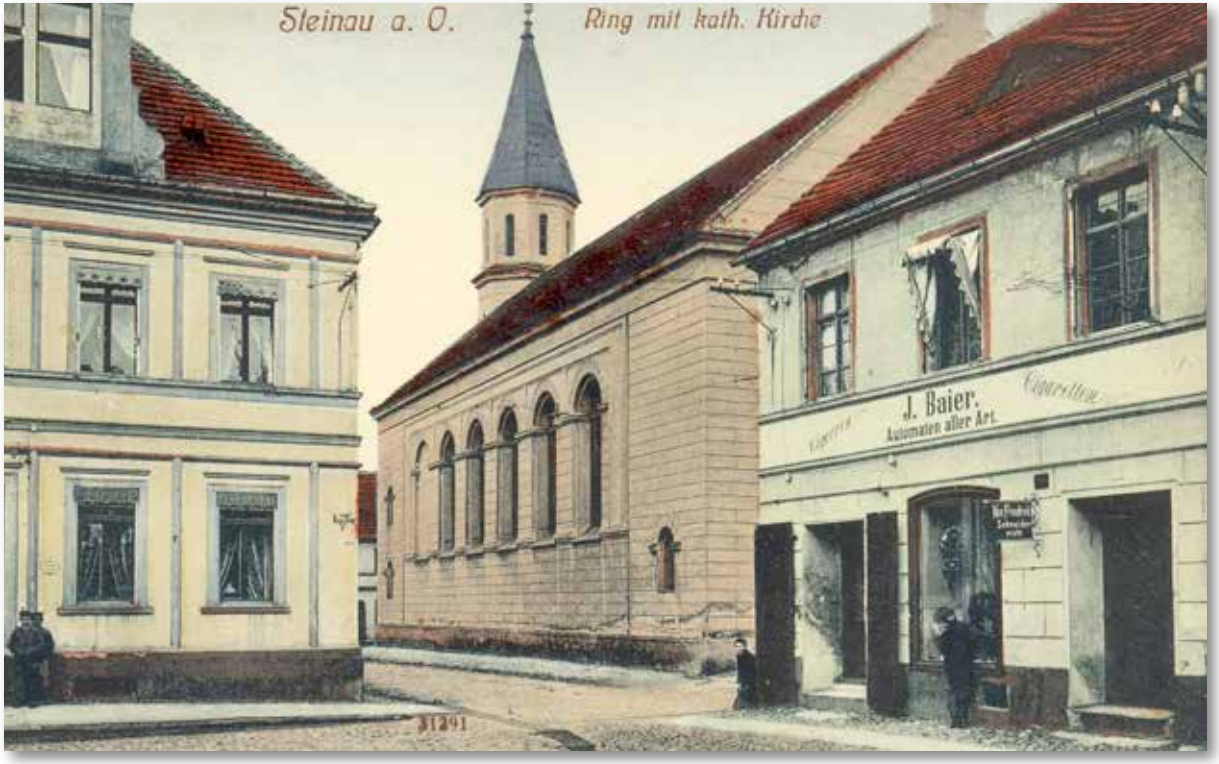
Der letzte bekannte Akt aus dem Leben der Bianca Philippsberg ist die Zwangsabschiebung nach Theresienstadt. Die einzige Tröstung dürfte ihr an ihren letzten Lebenstagen die Gesellschaft ihrer Schwester gewesen sein. Im Jahre 1942 wurden beide Frauen Archivdokumenten zufolge aus Liegnitz in das Theresienstadt Ghetto und anschließend in das Vernichtungslager Treblinka deportiert.

Die zweite Generation der Philippsbergs erreichte keinen schwindelerregenden Erfolg. In dieser deutsch-jüdischen Familie gab es weder außerordentliche Wissenschaftler noch Künstler, noch politische Aktivisten von europäischem Format. Sie waren eine durchschnittliche jüdische Familie, die sich arriviert emanzipierte und erfolgreich wurde. Und trotz des Holocausts, der ihr Schicksal überschattete, kamen sie siegreich davon. Ihre Nachkömmlinge leben heute auf fünf Kontinenten – in Europa (Großbritannien, Belgien, Dänemark, Frankreich), Nord- und Südamerika (in den USA beziehungsweise Brasilien, Bolivien und auf Kuba), in Australien und Afrika (Südafrika) – und wissen womöglich nicht mehr darüber, dass die Geschichte ihrer Familie vor mehr als hundertfünfzig Jahren in Lüben, einer Kleinstadt in Niederschlesien begonnen hat.

Bianca, Simon und Margarethe Philippsberg auf dem Balkon des Elternhauses, Lüben 1934.

Abhandlung in Anlehnung an die Memoiren von Dorothy Obstfeld aus London, veröffentlicht auf dem Portal www.lueben-damals.de.

ŚCINAWA (STEINAU a. ODER)



JUDEN IN STEINAU a. ODER

Im Mittelalter wurde in Steinau a. Oder keine jüdische Ansiedlung verzeichnet. Die erste Notiz von Juden in dieser Stadt stammt aus dem 17. Jahrhundert, als in Steinau, Lüben und Raudten sich vorübergehend polnische Juden aufhielten, die nach Schlesien geflohen sind.

Der erste Jude ließ sich in der Stadt erst unter der Regierung Friedrichs II. des Großen nieder. Im Jahre 1722 erhielt der Tabakhersteller Borchard Löser das Sonderrecht, sich in einer beliebigen Stadt Schlesiens anzusiedeln. Zu seinem Aufenthaltsort wählte er Steinau a. Oder und baute dort eine Tabakfabrik auf. Im Jahre 1787 gehörten seiner Familie zehn Personen an.

Die jüdische Gemeinde entstand in Steinau a. Oder erst nach dem Jahre 1812, als das Emanzipationsedikt erlassen worden ist. In diesem Jahr hielt sich in der Stadt ein Jude auf – der Stadtsbürger Michel Hirschel (Cohn) Cohnstadt. In den Jahren 1814-1820 wohnte dort Samuel Wohlauer, 1821 zog Moritz Altmann hinzu. Acht Jahre später hatte die Gemeinde zwölf Mitglieder, im Jahre 1832 waren es neunzehn. In diesem Jahr gründeten drei in Steinau a. Oder ansässige Familien (Cohnstadt, Gerber und Altmann) eine Filiale der jüdischen Gemeinde von Glogau.

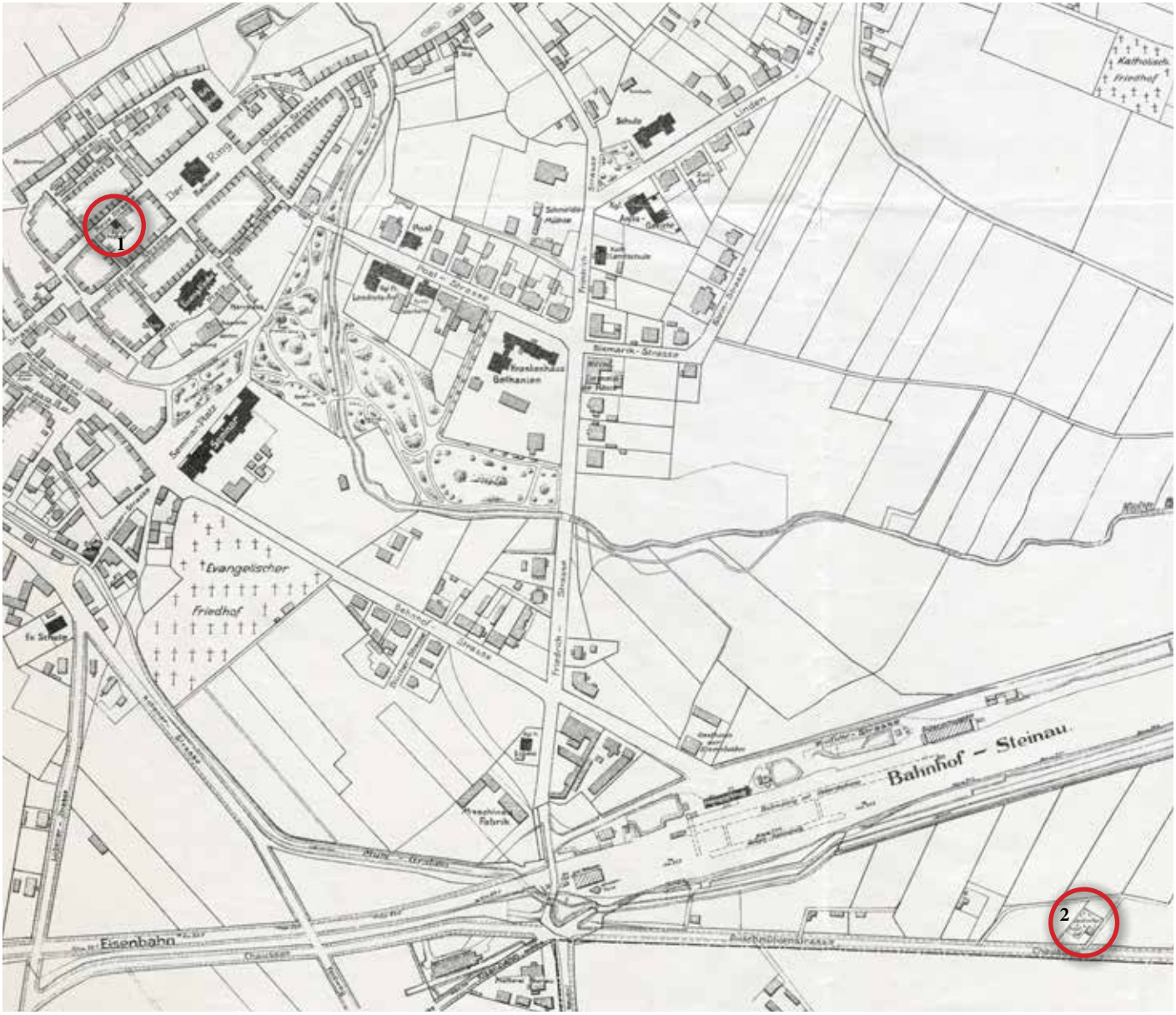
Im Jahre 1842 kauften die Steinauer Juden ein in der Nähe des Bahnhofs gelegenes Grundstück am Weg nach Kreischau *(Krzyżowa*) und errichteten dort einen Friedhof. Die erste Beisetzung fand im Jahre 1845 statt. Bis dahin griffen sie auf jüdische Friedhöfe in Glogau (*Głogów*), Dyhernfurth (*Brzeg Dolny*) und Prausnitz (*Prusice*) zurück.

Ursprünglich gab es in Steinau a. Oder keine Synagoge, doch spätestens seit 1829 hatte die Gemeinde ein Gebetshaus. Der erste Gemeindebeamte war Markus Salz aus Kobylin. Angesichts eines starken Zuwachses der jüdischen Bevölkerung war der Bau einer Synagoge, die alle Gemeindemitglieder aus Steinau a. Oder und dem Umland unterbringen konnte, nötig. Im Jahre 1862 kaufte man ein Gebäude unweit des Ringes (Neuestraße 6, heute *ul. Robotnicza*) und baute es zur Synagoge um. Diese bestand wahrscheinlich aus einem großen Gebetsraum und einer Wohnung für Gemeindebeamte. Die Einweihungsfeier fand am 18. September 1862 statt.

Die jüdische Gemeinde von Steinau a. Oder war nie zahlreich. Ihre Höchstzahl erreichte sie im Jahre 1871 mit hundertneunundzwanzig Mitgliedern. 1887 erlangte sie Selbstständigkeit und erstreckte sich auf das gesamte Kreisgebiet. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nahm die Anzahl der Gemeindemitglieder ab.

Im 20. Jahrhundert verzeichnete man weiterhin eine Abwanderung der jüdischen Bevölkerung. Im Jahre 1907 wohnten dort einundvierzig, 1913 – dreiunddreißig und 1937 – nur noch zweiundzwanzig Angehörige der Gemeinschaft. Unter den Juden von Steinau a. Oder gab es unter anderen den Eigentümer des im Jahre 1859 gegründeten und auf Einzel- und Großvertrieb von Industriewaren und Konfektion spezialisierten Unternehmens „Hirsch Bucki und Söhne". Seine Geschäftsbeziehungen reichten bis nach *Lwów* (Lemberg) – in der „*Gazeta Lwowska*" im November 1902 wurde eine Anzeige der Firma über... Ankauf von Kastanien abgedruckt (diese sollten mit der Bahn nach Dziedzitz (*Dziedzice*) geliefert werden).

Im Jahre 1932 hatte die Synagogengemeinde von Steinau a. Oder zwei Vorstände, Georg Müller und Karl Blumenthal. Unter den Mitgliedern waren vier Juden aus



Ausschnitt eines Stadtplanes von Steinau a. Oder mit markierten jüdischen Einrichtungen.

1 – Synagoge, **2** – jüdischer Friedhof

Raudten (*Rudna*). Für drei Kinder wurde an der Volksschule der Religionsunterricht veranstaltet. Ein Jahr später, im Dezember 1933, gab es in der Stadt nur noch ein einziges jüdisches Kind, die dreizehnjährige Marion Freundlich, die über eine Anzeige in „Jüdischer Rundschau" – der Zeitschrift der Zionismusföderation in Deutschland – nach einer in Palästina ansässigen Brieffreundin suchte. Da auch sie bald auswandern sollte, lernte Marion fleißig Hebräisch und wollte möglichst viel über ihre zukünftige Heimat erfahren.

Leider haben es nicht alle Juden von Steinau a. Oder geschafft, Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Viele teilten das Schicksal ihrer Glaubensgenossen aus Niederschlesien. Mindestens zwei Jüdinnen aus Steinau a. Oder gelangen in die Übergangslager für niederschlesischen Juden: Gertrud Goldberg nach Tormersdorf (*Prędocice*) und Nanny Aron nach Grüssau (*Krzeszów*). Beide Frauen wurden anschließend in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Das gleiche stieß auch anderen aus der Stadt stammenden Juden zu: Emma Eckstein und Natalie Eckstein (beide starben wie Nanny Aron im Vernichtungslager Treblinka) und Wilhelm Wiener (der in Theresienstadt ums Leben kam). Klara Margarete Silbermann wurde in das Ghetto Riga und Arthur Rothgießer – in das Ghetto Minsk deportiert. Margarete von Heise gelangte in das Konzentrationslager Ravensbrück und wurde anschließend in Bernburg a. d. Saale ermordet. Wohin Caecilie Bremer und Robert Hendelsohn verlegt wurden, bleibt unbekannt.

Werbung der Firma Hirsch Bucki.

Schild der in Steinau a. Oder ansässigen Firma Benno und Julius Bucki.

Die jüdische Geschichte von Steinau a. Oder endete mit der Deportation der letzten deutschen Juden. Nach dem Zweiten Weltkrieg ließen sich keine polnischen Juden in *Ścinawa* nieder.

Das jüdische Erbe in *Ścinawa*

Ścinawa gehört zu den wenigen Orten in Niederschlesien, wo bis zum heutigem Tage sowohl die Synagoge als auch der jüdische Friedhof erhalten geblieben sind. Das Schicksal der Synagoge während der Reichspogromnacht ist unbekannt – in den offiziellen SS-Berichten zum Verlauf der antijüdischen Maßnahmen in Niederschlesien wurde Steinau a. Oder nie als ein Ort erwähnt, wo eine Synagoge niedergebrannt wurde. Es wird vermutet, dass man das Gebäude, nachdem es demoliert wurde, in ein Mietshaus umbauen ließ – in dieser Form blieb es bis zum heutigen Tage erhalten. Es erinnert in keiner Hinsicht an den ehemaligen Tempel.

In *Ścinawa* liegt einer der am besten erhalten jüdischen Friedhöfe Niederschlesiens. Dies ist der Stadtverwaltung –

Der jüdische Friedhof in Ścinawa (Gesamtansicht).

die ihn vor Jahren in Obhut nahm – wie auch seiner Lage in der Randzone der Stadt (an der *ul. Wincentego Witosa*) zu verdanken. Obwohl der Friedhof im Jahre 1962 offiziell geschlossen wurde, hat man sich nie entschieden, ihn aufzulösen. Der Friedhof ist seit 1987 im Denkmalregister verzeichnet; heute unterliegt er strengem Denkmalschutz.

Bis in die Gegenwart blieben etwa sechzig Matzevot, aufgestellt in sieben Reihen zu je circa neun Grabsteinen, erhalten. Die meisten sind aus Sandstein, einige wenige aus Granit, und mit Inschriften auf Hebräisch oder Deutsch beziehungsweise in beiden Sprachen versehen. Das älteste Grabmal stammt aus dem Jahre 1863, das jüngste – 1931. Darunter ist auch das Grab von Sall Saliczak, einem der zwölftausend jüdischen Soldaten, die während des Ersten Weltkrieges für ihr deutsches Vaterland das Leben opferten. Die ebenfalls aus Steinau a. Oder stammenden

Grabmale auf dem jüdischen Friedhof in Ścinawa.

Grabstein von Sall Saliczak, einem im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten.

Julius Neustadt (gefallen im Jahre 1918) und Albert Strumpf (gefallen 1914) wurden wahrscheinlich auf einem Schlachtfeld begraben.

Der jüdische Friedhof gehört heute zu den interessantesten Objekten des Kulturerbes von *Ścinawa*. Seit Jahren wird er durch den Verein für Gesellschaft und Kultur des Steinauer Landes „Kleine Heimat“ (*Stowarzyszenie Społeczno-Kulturalne Ziemi Ścinawskiej „Mała Ojczyzna”*) und dem Landeskundekreis an der 3. Grundschule betreut.

IN DEN LÜFTEN ÜBER PALÄSTINA

Über Walter Hauck, einen jüdischen Flieger aus Steinau a. Oder, hörte ich zum ersten Mal vom Regionalisten Andrzej Sitarski. Die Geschichte lernte er durch Dr. Norbert Schwake kennen – einen seit mehr als vierzig Jahren in Nazareth ansässigen pensionierten deutschen Arzt, der die deutschen Soldatengräber auf einem örtlichen Friedhof pflegt und ihnen ein Buch gewidmet hat. Der heldenhafte Pilot aus dem Ersten Weltkrieg, Kavallerist, Luftfahrtbereiter, antifaschistischer Aktivist, britischer Spion und Geschäftsmann in einer Person hat es auf jeden Fall verdient, auch die polnischen Leser mit ihm bekannt zu machen. Doch die Recherchen ließen ihn wiederholt in einem anderen Licht erscheinen, als es ursprünglich zu erwarten war.

Walter Hauck nach einer Jagd, Merchavia 1917-1918.

Zunächst hielt ich Walter Hauck vor allem für einen heldenhaften jüdischen Flieger, der während eines Einsatzes über Palästina schwer verletzt wie durch ein Wunder seine Maschine landen konnte, in englische Gefangenschaft geriet und anschließend floh. Die erste ihn betreffende Notiz, die ich las, stammte aus der im Jahre 1924 durch den Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (RjF) verlegten Veröffentlichung von Felix A. Theilhaber, gewidmet den jüdischen Piloten aus dem Ersten Weltkrieg. Mit der Zeit lernte ich die Geschichte der Familie Hauck kennen, die in das religiöse Leben der kleinen jüdischen Gemeinde von Steinau a. Oder stark eingebunden war und deren Grabmale bis heute auf dem örtlichen Friedhof vorzufinden sind. Die Namen der aus Niederschlesien stammenden Familienmitglieder fand ich unter den Opfern des Holocausts. Und zum Schluss fand ich heraus, dass Walter Hauck konvertierte und sich im protestantischen Ritus taufen ließ. In Achtung vor seiner Entscheidung möchte ich ihm keine jüdische Identität unterstellen, doch die Geburt in einer jüdischen Familie in Preußen des späten 19. Jahrhunderts musste sich meines Erachtens auf seinen Lebenslauf sowohl in der Weimarer Republik als auch in dem Dritten Reich auswirken – und die Konversion konnte daran nichts ändern.

Walter Hauck wurde am 5. Juni 1888 in Steinau a. Oder in Niederschlesien geboren. Seine Eltern, Auguste und Georg (1859-1917), waren Mitglieder der örtlichen Synagogengemeinde, die etwa 165 Personen zählte. Die Familie Hauck gehörte der lokalen jüdischen Elite an – ihr

Der Grabstein Marcus Haucks auf dem jüdischen Friedhof in Ścinawa.

Vorfahre war der langjährige Vorstand der jüdischen Gemeinde Marcus Hauck (1817-1898), der in den 1860er Jahren bei dem Synagogenbau mitwirkte.

Die Furnierfabrik in Kunzendorf a. Oder (*Małowice*) gehörte Walters Vater, Georg Hauck. In diesem bei Steinau gelegenen Ort war auch das Familienhaus der Haucks gelegen. Zugleich waren sie (mindestens bis in die frühen 1920er Jahren) Besitzer eines Mietshauses am Steinauer Ring 18.

Nach seinem Grundschulabschluss ging Walter Hauck nach Breslau. Dort wurde er Schüler einer besonderen Schule: des Johannesgymnasiums, das unter den Breslauer Juden als „Denkmal der Toleranz" bezeichnet wurde. Das Außerordentliche an der Schulordnung war die Gleichberechtigung aller Lehrer und Schüler unabhängig von ihrem Glauben. An die Schule gingen sowohl Juden als auch Protestanten und Katholiken. Der Elitestatus der Schule war ferner auf die Tatsachen zurückzuführen, dass ihre Schüler den höheren Sozialschichten angehörten beziehungsweise dass im Unterrichtsprogramm ein hoher Wert auf die neueren Sprachen gelegt wurde. Dank seinem multikonfessionellen Charakter sowie der Kritik des Antisemitismus ging das Gymnasium fest in das Gedächtnis von Breslau ein.

Nach dem Abitur nahm Walter Hauck ein Studium auf: An den Universitäten in Breslau, Berlin und München erwarb er Fachkenntnisse in Rechts-, Wirtschafts- und Naturwissenschaften. Dann nahm sein Leben einen anderen Verlauf als es sich sein Vater gewünscht hatte. Im Jahre 1913 verteidigte Walter Hauck seine Doktorarbeit in Politikwissenschaften und bekleidete eine Praktikumsstelle an der Niederlassung der Wiener Bank in Konstantinopel (heute Istanbul). Dort erlangte er Qualifikationen in internationalen Darlehen und Warenumsatz und lernte Türkisch, was für seinen weiteren Lebenslauf sich als besonders wichtig erweisen sollte.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, im August 1914, trat Walter Hauck in Straubing dem Königlich Bayerischen 7. Chevaulegers-Regiment bei und absolvierte eine Kavalleriegrundausbildung. Mit seiner Einheit wurde er anschließend an die Westfront in Frankreich geschickt, doch dank seinen Sprachkenntnissen in Türkisch, Englisch und Französisch versetzte man ihn bereits im November 1914 zur Deutschen Militärmission Konstantinopel. Das Osmanische Reich hatte bereits im August 1914 ein Bündnis mit dem Kaiserreich geschlossen; seine Verpflichtung, sich an dem Krieg zu beteiligen, erfüllte es im November

Mitglieder der Orientexpedition des Fritz Kleins (Walter Hauck steht als fünfter von links in der mittleren Reihe), 1915.

diesen Jahres. In der Türkei gelandet, ging er mit der sogenannten Orientexpedition von Bagdad nach Abadan (im Gebiet des heutigen Iran), wo die Raffinerien der Englisch-Persischen Ölkompanie den meisten von den britischen Kriegsschiffen benötigte Treibstoff gewannen. An der Spitze der Mission stand Kapitän Fritz Klein (Major der Osmanischen Armee), als deutscher Lawrence von Arabien bekannt, dessen Hauptziel die Sprengung der Raffinerien war. Obwohl die Expedition von zwei osmanischen Infanterieregiments begleitet wurde, konnte sie nur einen teilweisen Erfolg verzeichnen, indem sie einige Ölpipelines zerstörte. Die Mission besuchte unter anderem Kerbela, wo sie als die ersten Europäer auf die örtlichen schiitischen Geistlichen trafen. Von der Mission, deren Teilnehmer Abenteuer wie aus einem Buch Karl Mays über den Nahen Osten erlebten, blieben viele Bildnachweise erhalten. Auf einer der mehr als einhundert Jahre alten Gruppenaufnahmen ist neben Kapitän Fritz Klein ein türkisch bekleideter, schnurrbärtiger junger Mann – Walter Hauck – zu sehen.

Nach seiner Rückkehr aus Mesopotamien wurde Hauck der verbündeten irakischen Armee zugeteilt. Während des Ersten Weltkrieges besetzten die Britten den Irak als eine türkische Provinz. Dort nahm Walter Hauck an dem Angriff auf Basra und am 14. April 1915 an der Hafenschlacht von Shuaiba teil. Für das Versenken eines britischen Kanonenboots wurde er mit der türkischen Silbernen Verdienstmedaille (*Liakat Medal*) ausgezeichnet. Kurz später wurde er zum Reserveleutenant befördert.

Im Juni 1915 wurde Hauck Adjutant von Georg Graf von Kanitz – dem Militärattaché an der deutschen

Botschaft in Teheran. Er war für die Planung und Leitung der Partisanenkampfhandlungen gegen die russischen und britischen Einheiten in Persien und dem Irak zuständig. Anschließend nahm er an der vom deutschen Diplomaten Graf Otto von Hentig und Oberleutnant Oskar Niedermayer geleiteten Expedition nach Afghanistan teil, deren Zweck das Aufwiegeln der einheimischen Bevölkerung der afghanisch-indischen Grenzzone gegen die britische Regierung war. Die Mission ging aus Isfahan in Persien nach Kabul und war reich an gefährlichen Abenteuern. Walter Hauck wurde als Emissär an die arabische Bevölkerung entsandt, um deren Unterstützung für die deutsch-türkisch-persische Koalition zu gewinnen. Später wurde er dem Stab des als Goltz Pascha bekannten Feldmarschalls Wilhelm Leopold Colmar von der Goltz zugeteilt, des Befehlshabers der für die Militäraktionen in Irak und Persien zuständigen Sechsten Türkischen Armee. Doch die rasch fortschreitende Militärlaufbahn des Haucks wurde wegen seines Gesundheitszustands im April 1916 aufgehalten (wahrscheinlich erkrankte er an Malaria). Eine Chance auf Genesung bot ihm das Hamburger Institut für Tropenmedizin, deshalb kehrte er nach Deutschland zurück. Als er wieder gesund war, ging er zu seiner Stammeinheit – dem 7. Chevaulegers-Regiment in Straubing zurück und wurde anschließend in das 6. Chevaulegers-Regiment in Bayreuth versetzt. Im Jahre 1917, als er den Urlaub in seinem Elternhaus in Kunzendorf a. Oder (*Małowice*) verbrachte, starb sein Vater Georg Hauck. Bestattet wurde er auf dem örtlichen jüdischen Friedhof, neben seinen Eltern und den Großeltern Walters – Emilie und Marcus Hauck.

Im Jahre 1917 wurde Walter Hauck der Bayerischen Flieger-Ersatz-Abteilung 2 und anschließend der Königlich Bayerischen Fliegerabteilung 304 in Oberschleißheim zugeteilt. Bald zog er mit weiteren zweihundertsechsundsiebzig Soldaten in den Nahen Osten mit der Mission, die Armee des Osmanischen Reiches in Palästina zu unterstützen. Am 25. August 1917 fuhr ein Eisenbahnsondertransport mit mehr als dreitausend Tonnen Militärequipment (einschließlich Flugzeugen) aus Deutschland ab. Die Reise über Wien, Budapest, Belgrad, Sofia und Konstantinopel dauerte zweiundvierzig Tage.

Die Stammfliegereinheit Haucks stationierte man zunächst bei Gaza und anschließend am Kibbuz *Merchavia* bei Afula. Während der wenigen Monate, die er dort verbrachte, nahm Walter Hauck an mehreren Erkundungsflügen als Beobachter teil. Aus dieser Zeit stammen etwa dreitausend weitere Aufnahmen, die den Aufenthalt deutscher Soldaten in Palästina in den Jahren 1917-1918 dokumentieren; auf ein paar Fotos ist auch Walter Hauck zu erkennen. Meine Aufmerksamkeit haben jedoch zwei Bilder geweckt, die während eines Besuchs deutscher Piloten in Jerusalem gemacht wurden: Auf dem erstem Foto sind sie an der Klagemauer unweit eines betenden Juden zu sehen, auf dem anderen befinden sie sich auf dem Tempelhügel. Ich weiß nicht, ob unter ihnen auch Walter Hauck war, doch ich würde es nur zu gern wissen, ob die Anwesenheit

Das Grabmal Georg Haucks (rechts), jüdischer Friedhof in Ścinawa.

an den heiligen Stätten des Judentums in ihm damals irgendwelche Gefühle weckte...

Zu gleicher Zeit als Walter Hauck sich in Palästina aufhielt, schrieb der britische Außenminister Lord Arthur James Balfour seinen berühmten Brief an den Grafen Walter Rothschild, in dem er die von der zionistischen Bewegung erhoffte Unterstützung der britischen Regierung für die Entstehung eines jüdischen Staates in Palästina äußerte. Konnte dieses Dokument für einen assimilierten deutschen Juden, der Deutschland für seine Heimat hielt und der bald konvertieren sollte, überhaupt von Bedeutung gewesen sein?

Zu seinem letzten Erkundungsflug flogen Walter Hauck und sein Pilot Ludwig Haugg am 29. Januar 1918 in die Nähe von Aschkelon. Auf dem Rückflug wurden sie von einem britischen Erkundungsflugzeug angegriffen; den Flieger steuerte Leutnant Austin Lloyd Fleming, kanadischer Pilot aus der 111. Schwadron der *Royal Flying Corps* und einer der britischer Fliegerasse des Ersten Weltkrieges (acht Siege). Obwohl während eines verbissenen

Deutsche Flieger der Einheit Walther Haucks auf dem Tempelhügel in Jerusalem, 1917-1918.

Deutsche Flieger während der Weihnacht 1917, Walter Hauck steht als vierter von rechts.

Kampfes Ludwig Haugg tödlich verwundet (getroffen am Kopf und an der Brust) und er selbst schwer verletzt wurde, konnte Walter Hauck die Maschine sicher, wenngleich auf dem feindlichen Gebiet, landen. Er wurde in ein Lazarett gebracht und dort durch britische Ärzte operiert, was ihm mit Sicherheit das Leben rettete.

Bereits einen Tag nach dem Abschuss berichtete Walter Hauck in einem dramatischen Brief an seinen Vorgesetzten Kapitän Franz Walz von den Umständen des Zwischenfalls und seinem aktuellen Zustand. Im Gefecht erlitte er Bauch- und Brustwunden, seine Rippen waren durchschossen, sein Schlüsselbein und Nase gebrochen. Trotz des am Vortag erfolgten operativen Eingriffs ginge es ihm sehr schlecht, er würde wahrscheinlich nicht überleben und bat darum, seine Mutter zu verständigen. Bei seinen Flugkameraden bedankte er sich für ihre

Flieger auf einem Hausdach, Walter Hauck sitzt als zweiter von rechts, Merchavia, 1917-1918.

Freundschaft. Der Brief wurde über einem deutschen Flugplatz fallen gelassen. In einem daraufhin folgenden Brief an die deutschen Flieger teilten die britischen Befehlshaber mit, dass die Beisetzung des Leutnants Ludwig Haugg am 29. Januar mit militärischen Ehren erfolgt ist; an die Angehörige richtete man Beileidsworte. Ferner teilte man mit, dass der Leutnant Walter Hauck, der große Courage gezeigt hat, medizinisch versorgt und mit Fürsorge umgeben werde. Obwohl seit dem Ende des Ersten Weltkrieges fast ein Jahrhundert verstrichen ist, bleibt das Grab des deutschen Piloten Ludwig Haugg (als eins der dreißig deutschen Grabmale) auf dem britischen Militärfriedhof bei Ramla (damals Ramleh), neben Tausenden Alliertengräbern aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg stehen.

Nach seiner Genesung wurde Walter Hauck in das Gefangenenlager bei *Sidi Bishr* (Alexandria, Ägypten)

abgeschoben. Dort hielt er sich jedoch nur kurz auf, denn bereits Ende August 1918 floh er gemeinsam mit bayerischem Leutnant Schürer aus der Gefangenschaft. In Alexandria ließen sie sich als illegale Heizer auf einem schwedischen Schiff anheuern und kamen bis nach Piräus in Griechenland. Über Algerien, Portugal und Holland erreichte Walter Hauck letztendlich Mitte November 1919 Deutschland.

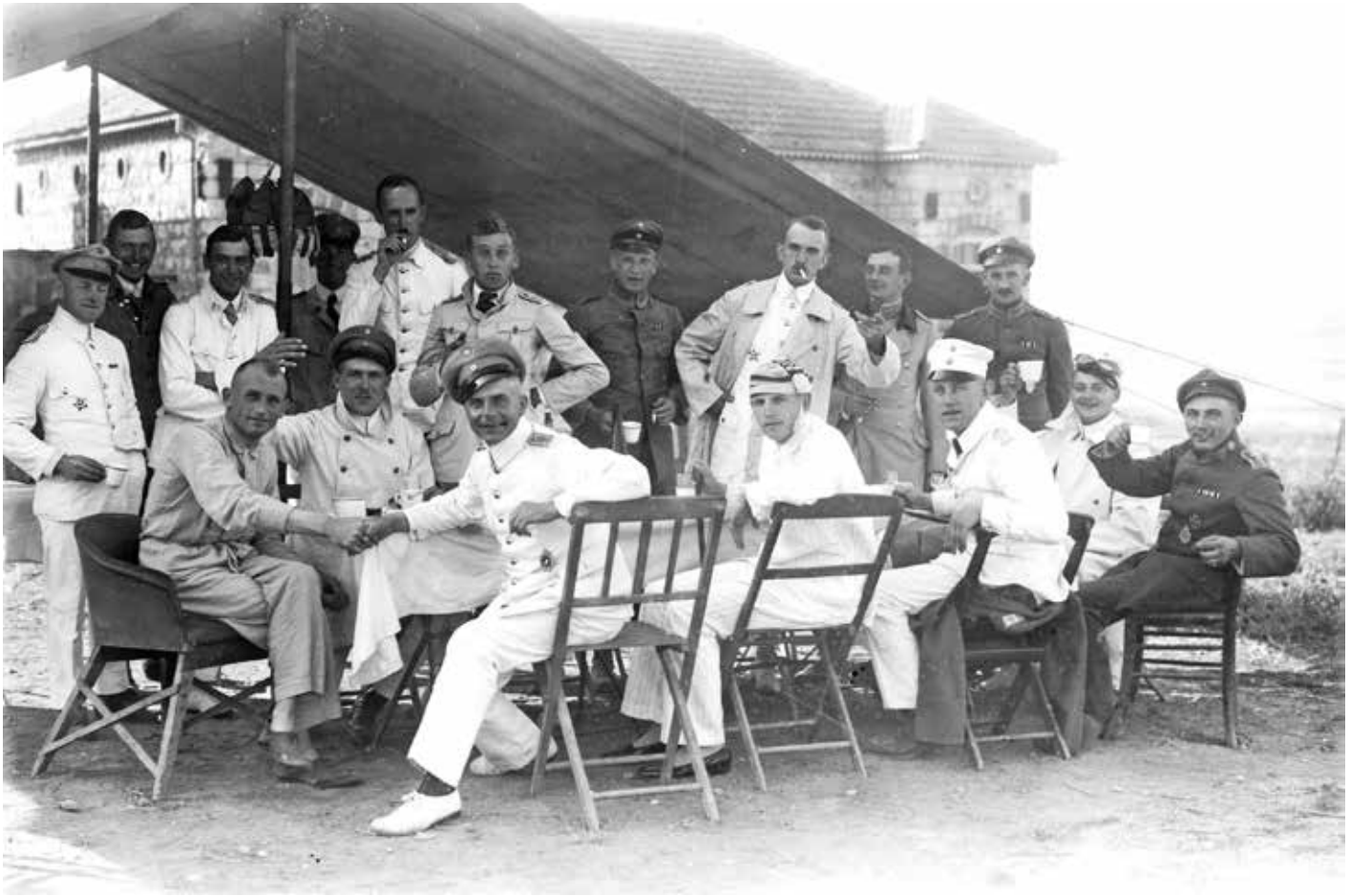
Für seinen Dienst während des Ersten Weltkrieges erhielt Hauck zahlreiche Auszeichnungnen – die zwei wichtigsten waren: im Jahre 1915 das Eiserne Kreuz II. Klasse und fünf Jahre später das Eiserne Kreuz I. Klasse.

Im Jahre 1924 veröffentlichte Felix A. Theilhaber in Berlin das Buch *Jüdische Flieger im Weltkrieg*. Unter den dort genannten Piloten ist auch der aus Steinau a. Oder stammende Walter Hauck erwähnt – als einer der mehr als hundertfünfundsechzig jüdischen Flieger, die an vielen Fronten in der deutschen Armee gedient hatten (dreißig kamen dabei ums Leben). Das Buch war eine Antwort auf den immer wieder in der antisemitischen Propaganda der Nachkriegszeit angesprochenen Vorwurf der angeblichen Dienstverweigerung durch die Juden. Die Wahrheit war eine andere: an den Kriegshandlungen waren etwa einhunderttausend deutscher Juden beteiligt, zwölftausend opferten ihr Leben für ihr deutsches Vaterland. Einer von ihnen war das Fliegerass der Luftstreitkräfte des Deutschen Kaiserreiches, Jagdflugzeugpilot Wilhelm Frankl, der zwanzigfach siegreich und mit der höchsten Militärauszeichnung Preußens – *Pour le Mérite* – geehrt wurde. Es soll aber darauf hingewiesen werden, dass er ein Jahr vor seinem Tode konvertiert hat. Deutsche Juden sahen sich als vollberechtigte Deutsche – der Militärdienst bedeutete für sie nicht nur eine Pflicht, sondern erfüllte sie mit Ehrgefühl.

Die Geschichte Walter Haucks blieb auch nach dem Krieg spannend. Er ließ sich in Breslau nieder und widmete sich zunächst seinem beruflichen Aufstieg. Als Handelsvertreter war er für Gebrüder Mannesmann, Junkers sowie Automobilhersteller Mathis, Bugatti und Fiat tätig. Dank seiner im Nahen Osten gesammelten Erfahrung und Sprachkenntnissen half er Junkers im Jahre 1923 auf den persischen Markt zu expandieren. Auch Mitte der 1920er Jahre war er viel – insbesondere in England und der Türkei – unterwegs, als er Bekanntschaften aus dem Weltkrieg erneuerte. Von besonderer Bedeutung sollten sich seine Kontakte zu Mitgliedern der *Royal Air Force* erweisen, die ihn 1918 über Palästina abgeschossen hatten. Diese Kontakte sollten ihm während des Zweiten Weltkrieges zum Dienst an dem Kriegsbüro Großbritanniens verleiten.

Im Jahre 1926 heiratete Walter Hauck die aus Heilbronn in Württemberg stammende Hedwig Hagenbucher. In die Flitterwochen reiste das Ehepaar mit einem

Walter Hauck nach einer Jagd, Merchavia 1917-1918.



Deutsche Flieger, Walter Hauck steht als erster von rechts, Merchavia 1917-1918.

Automobil nach Istanbul in der Türkei. Walters Leidenschaften waren Wagen und – seit dem Jahre 1910 – Autorennen. Seine Begeisterung galt ferner dem Jagen: aus diesem Grund gab er seinem einzigen, im Jahre 1928 geborenen Sohn den Namen des Schirmherren der Jäger und Reiter – Hubert.

Im Sommer 1928 kehrte Hauck in seine Heimat zurück und widmete sich der Rettung des inzwischen heruntergefallenen Familienunternehmens. Drei Jahre später gelang es ihm, den Betrieb in Kunzendorf bei Steinau a. Oder (*Małowice*) in die Leipziger Firma Eduard Keffel AG – einen der größten Hersteller von Kunstleder und Linoleum – einzugliedern. Wahrscheinlich im Jahre 1929 ging er wieder nach Breslau – zu dem Zeitpunkt erschien er in dem Breslauer Adressbuch als Lagerhalt. Walter Hauck wohnte damals in dem Pirolweg 7/1 (heute *ul. Karola*

Libelta) in dem Stadtviertel Zimpel (*Sępolno*). Unter dieser Adresse erschien sein Name in den folgenden sechs Jahren, bis 1935.

Die zweite Hälfte der 1930er Jahre war für die Familie Hauck besonders schwierig. Trotz der Konversion und seinen heldenhaften Taten während des Ersten Krieges, die ihm zwei Eiserne Kreuze gebracht haben, war Walter Hauck für Nationalsozialisten im Lichte der Nürnberger Gesetze Jude. Und sein Sohn, der zwei jüdische Großelternteile vorzuweisen hatte, war als sogenannter Mischling ersten Grades betrachtet. Wenn sich die Familie nicht für die Auswanderung entschlossen hätte, hätte sie das Schicksal der Tausende deutscher Juden geteilt – verfolgt, schrittweise aus dem öffentlichen Leben ausgeschlossen und anschließend zur Vernichtung bestimmt.

Laut Erinnerungen seines Sohnes zog Walter Hauck mit der Familie im Jahre 1933, nachdem die Nationalsozialisten an die Macht gelungen waren, nach Prag um und arbeitete für Škoda und den Industriekonzern CKD (*Českomoravská Kolben Daněk*). Er sollte niemals in sein deutsches Vaterland zurückkehren. Mitte 1934 erhielt er eine Versetzung nach Teheran, von dort aus sollte er die Interessen seiner tschechoslowakischen Arbeitgeber im Nahen Osten vertreten.

Zu einem wichtigen Bestandteil Haucks Lebens wurde Politik. Bereits während seiner früheren Berufsreisen nach England knüpfte er Kontakte mit Politikern und Diplomaten an, darunter mit Sir Duff Cooper, Sir Harold Nicolson und Sir Horace Rumbold. Im Frühjahr 1938 boten sie ihm eine Zusammenarbeit an, die sich gegen die nationalsozialistische deutsche Regierung richten sollte. Daraufhin zog die Familie Hauck im Herbst 1938 nach London um.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schloss er sich dem von Sir Horace Rumbold geleiteten Komitee an, dessen Schwerpunkt in einem psychologischen Krieg gegen die Nationalsozialisten lag; dem Komitee gehörten auch Sir Harold Nicolson, Sir Duff Cooper und Marjorie Maxse an. Im Laufe der Zeit entwickelte sich das Komitee zum Keim des später von Lord Vansittart geleiteten Departement der Psychologischen Kriegsführung. Im Auftrag des Komitees flog Hauck im Jahre 1940 in die USA, um dort für das gegen nazionalsozialistisches Deutschland kämpfende Großbritannien zu werben. In Übersee lernte er viele einflussreiche Personen kennen, mit einigen – darunter dem Anwalt und Banker John J. McCloy und dem Bürgermeister von New York Fiorello La Guardia – schloss er Freundschaften. Gleichzeitig gelang es ihm, Aufenthaltsgenehmigungen für seine Frau und Sohn zu erlangen, die sich währenddessen in Nassau auf den britischen Bahamas aufhielten.

Haucks Mission endete im Dezember 1941, als die USA sich dem Krieg angeschlossen haben. Er zog sich auf die Bahamas zurück und von dort aus präsentierte und erklärte er in publizistischen Beiträgen den britischen Standpunkt. Im August 1943 kehrte er nach Großbritannien zurück, zunächst in das Departement der Psychologischen Kriegsführung und anschließend in das Kriegsbüro, wo er als Geheimdienstspezialist für Psychologie des deutschen militärischen Oberkommandos zuständig war. In Anerkennung seiner Dienste erlangten Walter Hauck und seine Familie gegen Kriegsende die britische Staatsbürgerschaft.

Bemerkenswert ist das Schicksal der jüdischen Verwandten von Walter Hauck. Auf den Listen der Holocaustopfer wird unter anderen die in Steinau a. Oder geborene Margarete von Heise, geborene Hauck, verzeichnet, die in das Konzentrationslager Ravensbrück und anschließend nach Bernburg a. d. Saale gelangte und dort im Jahre 1942 ums Leben kam. Andere den Nachnamen Hauck tragenden Juden stammten aus Breslau: Georg Hauck wurde im Jahre 1940 ermordet; Irma Hauck und Margarete Hauck wurden im Jahre 1941 mit anderen niederschlesischen Juden nach Kaunas (*Kowno)* in Litauen deportiert

Fliegerkapelle, Walter Hauck steht als erster von rechts, Merchavia 1917-1918.

und anschließend ermordet. Die aus Kuttlau (*Kotla*) stammende und in Berlin wohnhafte Ottilie Clara Hauck beging im Jahre 1941 Selbstmord. Deren Schicksal teilte Walter Hauck nur aus dem Grund nicht, dass rechtzeitig die Entscheidung getroffen hatte, Deutschland zu verlassen.

Nach dem Kriegsende blieb Hauck in Großbritannien und wurde dank seines ökonomischen Wissens und seiner Erfahrung im Handel Experte auf dem Gebiet der multilateralen internationalen Handelsbeziehungen. Anschließend leitete er erfolgreich das von sich gegründete Großunternehmen *Compensation Trading Limited* (CTL). Ab diesem Zeitpunkt veränderte er auch sein Privatleben: Noch während des Krieges scheiterte seine Ehe und im Jahre 1947 lernte er seine letzte große Liebe Valerie Moon kennen. Sie war Eiskunstläuferin und Schauspielerin, vor allem war sie aber eine Diva. Im Jahre 1942 spielte sie in

dem Kriegsfilm „*One of Our Aircraft Is Missing*“ von Michael Powell und Emeric Pressburger und nach dem Krieg war sie ein Star in dem Londoner Spektakel „Aschenputtel auf Eis“. Als sie Walter Hauck traf, war sie etwa fünfundzwanzig Jahre alt, er war knapp sechzig. Bald zog sie in sein Appartement in Hampstead ein und, obwohl diese Beziehung im konservativen England der späten 1940er Jahre eine Kontroverse erregte, blieben sie bis Walters Tod zusammen.

Walther Hauck starb im Allgemeinkrankenhaus zu Uetikon bei Zürich am 5. Januar 1951. Sein vorzeitiges Ableben trat infolge von Komplikationen nach einem chirurgischen Eingriff ein. Entsprechend seinem Wunsch wurden seine Überreste eingeäschert und auf einem Züricher Friedhof bestattet.

Auf dem erlebnisreichen Leben Walter Haucks könnte ein Abenteuerroman oder ein Filmdrehbuch basieren. Die Bewunderung und Achtung hat der Mann gleich auf mehreren Wegen verdient. Doch für mich bleibt er ein immer heldenhafter jüdischer Flieger aus dem Buch des Felix A. Theilhabers, der auch in den 1920er Jahren den deutschen Juden einen Grund gab, sich stolz zu fühlen.

ZŁOTORYJA (GOLDBERG)

JUDEN IN *ZŁOTORYJA*

Złotoryja gehört zu den Städten Niederschlesiens, wo man nach jüdischen Spuren vergebens sucht. In der Stadt wurde nie eine Synagoge gebaut, der im 19. Jahrhundert gegründete Friedhof verschwand und die letzten Juden verließen die Stadt in den 1980er Jahren. Doch die Erinnerung an sie bleibt erhalten. Die Bewohner von *Złotoryja* bewahren im Gedächtnis ihre jüdischen Nachbarn, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit ihnen in die sogenannten wiedergewonnen Gebiete einzogen, um hier ein neues Leben zu beginnen. Auch die ehemaligen jüdischen Bewohner haben immer noch die Kleinstadt, die nach dem Schrecken des Holocausts ihr Gelobtes Land werden sollte, in Erinnerung und reisen hier hin und wieder aus Israel und den USA an.

Polnische Juden in *Złotoryja*

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde *Złotoryja* als Ort jüdischer Ansiedlung bestimmt. Bis Mai 1946 wohnten in der Stadt nach Angaben des jüdischen Komitees 173 Personen, zwei Monate später verzeichnete man bereits 1073 Juden.

Die jüdischen Umsiedler (damals als Repatriierte bezeichnet) reisten aus gesamtem Gebiet der UdSSR an, wo sie den Krieg in der Verbannung beziehungsweise in Gulags verbracht hatten. Diejenigen, die sich in *Złotoryja* niederließen, stammten aus dem gesamten Vorkriegsgebiet der Republik Polen: aus Großstädten und kleinen Ortschaften in Zentralpolen, den früheren polnischen Ostgebieten, Schlesien und dem Dombrowaer Kohlebecken. Mit ihnen reisten russische Jüdinnen und Russinnen an, die als Ehefrauen der polnischen Juden ebenfalls zu den Repatriierten zählten. Die jüdischen Umsiedler kamen nach *Złotoryja* mit Repatriiertentransporten unter anderen aus Kasachstan (Tschimkent, Ksyl-Orda) und Usbekistan (Taschkent).

Berichten der Stadtbewohner zufolge ließen sie sich im Gebiet der Straßen *ul. Wilcza* (später *ul. Bohaterów Getta*), *ul. Marii Konopnickiej, ul. Fryderyka Chopina, ul. Marcelego Nowotki* (heute *ul. Józefa Piłsudskiego*), *ul. Bolesława Krzywoustego, ul. Basztowa* und *ul. Staromiejska* nieder.

Die Angereisten übten meistens die traditionellen jüdischen Berufe aus: Unter den Umsiedlern gab es vierunddreißig Schneider, achtzehn Zimmerleute, siebzehn Schuster, dreizehn Friseure und neun Schaftmacher. Beschäftigung fanden sie unter anderen in den fünf jüdischen Arbeitsgenossenschaften – der an der *ul. Bolesława Krzywoustego* gelegenen Transportgenossenschaft „*Naprzód* \ Vorwärts", der Schuster- und Schaftmachergenossenschaft „*Nowa Moda* \ Neue Mode", der Zimmermannsgenossenschaft „*Praca* \ Arbeit", der Schneider- und Schaftmachergenossenschaft „*Zgoda* \ Einvernehmen" und der Schlosser- und Mechanikergenossenschaft „*Metalowiec* \ Metaller" – sowie in der Landwirtschaft des jüdischen Komitees, in jüdischen Einrichtungen, der Freiwilligen Reserve der Bürgermilliz ORMO; vereinzelt auch als Buchhalter, Lagerhalter und Kraftfahrer an der Bürgermilliz (MO) und dem Amt für Öffentliche Sicherheit (UBP).

In der Stadt gab es auch einige private Werkstätte (jeweils ein Schuster-, Schneider-, Mützenmacherbetrieb sowie eine Bäckerei) und jüdische Läden.

Die jüdische Bevölkerung von *Złotoryja* erreichte ihre Höchstzahl – etwa zweitausend – im Juli 1946. Viele

Mitglieder des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes (mit der Kinderorganisation) aus Złotoryja, späte 1940er Jahre.

betrachteten ihren Aufenthalt in Niederschlesien von Anfang an nur als einen Zwischenstopp auf ihrem Weg in den Westen. Aber mit dem Gedanken an diejenigen, die hier für immer bleiben wollten, gründete man wohl jüdische Einrichtungen.

Die wichtigste der Gemeinschaft dienende Organisation war das jüdische Komitee, das für alle Lebensbereiche (außer Religion) zuständig war: von Sozialhilfe, über Bildung bis auf Kultur und Sport. Das Komitee der Polnischen Juden in *Złotoryja* mit dem Sitz am *pl. Zwycięzców* 5

(heute *pl. Niepodległości*) wurde am 23. Mai 1946 gegründet. Der erste Vorsitzende des Komitees war Chaskel Laufer, der Sekretär I. Cukierfajn, an der Spitze der Abteilung für die Belebung der Produktivität stand Lewenkopf, die Repatriierungsabteilung leitete Icchak Melman und die Sozialhilfeabteilung Sucher Gluzman.

Das religiöse Leben der Gemeinschaft gestaltete die Kongregation des mosaischen Glaubens, die am 25. Dezember 1946 mit Sitz an der *ul. Marii Konopnickiej* 19 gegründet wurde. Im Jahre 1948 hatte Icek Mantelmacher den Vorsitz der Kongregation inne, weitere Vorstandsmitglieder waren Izak Liberman und Natan Chazanowicz. In *Złotoryja* gab es keinen Rabbiner, dafür aber zwei Religionsschulen für Kinder: eine Talmud-Tora-Schule und einen Cheder. Es gab eine koschere Kantine und einmal die Woche verrichtete ein Schlachter (*Schochet*) aus *Legnica* das rituelle Schlachten (*Schechita*). Gottesdienste hielt man in dem Gebetshaus an der *ul. Basztowa* 15/16 ab.

Eine wichtige Rolle im Leben der jüdischen Gemeinschaft kam der Bildung zu. Im Juni 1946 wurde in *Złotoryja* die Jüdische Szalom-Alejchem-Allgemeinschule gegründet, doch mangels qualifizierter Lehrer, Lehrmittel und eines Lehrprogramms bot man in den ersten Monaten als Unterrichtsfächer nur Jiddisch, Polnisch und Gesang an. Ursprünglich besuchten die Schule dreißig Kinder, die von einem einzigen Lehrer unterrichtet wurden. Im Laufe der Zeit renovierte man das Gebäude und die örtliche Zimmermanngenossenschaft stellte fünfzehn Schulbänke sowie die sonstige Grundausstattung der Schule her. Im Jahre 1947 leitete Cyla Ajchenbaum die Einrichtung, als Lehrerinnen wurden Adela Feldman und Eugenia Szpigel angestellt. Die Unterrichtssprache war Polnisch, doch Jiddisch und Hebräisch waren Pflichtfächer, genauso wie die jüdische Geschichte.

Die meisten Schüler waren des Polnischen kaum mächtig und flochten in die Sprache Russizismen ein – das durfte, anbetracht der Tatsache, dass sie ihre ersten Lebensjahre in der UdSSR verbracht haben, nicht wundern. Doch

Kinderorganisation des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes in Złotoryja, späte 1940er Jahre.

dass die Schüler weder Polnisch noch Jiddisch beherrschten, stellte für die Lehrer ein ernsthaftes Problem dar. Einem Bericht aus dem Jahre 1946 zufolge sahen sie deshalb eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin, den Kindern die polnische Sprache anzugewöhnen.

Ende April 1948 lernten die jüdischen Kinder an der Szalom-Alejchem-Allgemeinschule in Geschichte über den polnisch-litauischen Unionsstaat, in Polnisch lasen sie über die Zerstörung Warschaus, in Jiddisch – über die „Wahrheit Lenins“ (aus Anlass der Wladimir-Lenin-Tage) und in Handarbeit bauten sie eine Mühle aus Pappe.

Infolge eines Abgangs der jüdischen Bevölkerung nahm die Zahl der Schüler seit 1946 regelmäßig ab. Im Februar 1948 waren es nur noch sechzehn Kinder, woraufhin die Schule in dem folgenden Schuljahr 1948/49 geschlossen wurde.

Im Juni 1946 gründete das jüdische Komitee in *Złotoryja* eine weitere Einrichtung für die junge Generation: das Tagesinternat mit einer Kindergartengruppe. Den Schutzbefohlenen der Einrichtung – Kindern und Heranwachsenden im Alter von drei bis sechzehn Jahren – waren drei

Mahlzeiten am Tage zugesichert. Die meisten Schützlinge hatte das Tagesinternat im September 1946 (103 Jugendliche). Leiter des Tagesinternats war im Jahre 1947 Zelman Rozenberg, als Erzieherinnen arbeiteten Genia Bronsztejn, Chaja Muzykant, Wiera Kuczer und Ida Kac. Wegen der Auswanderung ihrer Schützlinge wurde die Einrichtung im Jahre 1948 aufgelöst. Bis zuletzt hatte sie ihren Sitz in der *ul. Basztowa* 15/16.

Für die Erfüllung der kulturellen Bedürfnisse der jüdischen Bewohner von *Złotoryja* sorgte eine lokale Niederlassung der Jüdischen Kultur- und Kunstgesellschaft. Sportliche Aktivitäten ermöglichte der im Jahre 1946 vom jüdischen Komitee gegründete Jüdische Sportklub „*Jedność* \ Einheit" (ŻKS *Złotoryja*) mit Fußball-, Schwimm- und Tischtennisabteilungen.

Am 25. Juni 1946 wurde in *Złotoryja* die Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung (TOZ) mit Sitz an der *ul. Basztowa* 19 gegründet. Mitglieder des ersten Vorstands waren: Sucher Gluzman, Dr. Markus Reich und Jakob Sender. Der Verband besaß eine eigene Ambulanz mit täglicher ärztlicher und zahnärztlicher Versorgung. Im Dezember 1946 nahm in einem renovierten Fünfzimmerlokal eine durch den Verband errichtete Krippe ihre Tätigkeit auf. Ferner versorgte der Verband Schwangere, stillende Mütter und Kinder mit Lebensmitteln. Er sorgte auch für medizinische Betreuung sonstiger jüdischer Einrichtungen – des Tagesinternats, der Schule und der Kibbuze.

Der Chefarzt an der Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung (TOZ) war der in *Tarnobrzeg* geborene Dr. Markus Reich, Absolvent der Medizinischen Fakultät der Prager Universität. Die Einrichtung beschäftigte ferner russische Jüdinnen und Russinnen – Liza Gerszman-Falewicz und Raisa Hoffman – die ihre Ehemänner nach Polen begleitet hatten, sowie Feldscherin und Hebamme Czerna Szereszewska. Leiterin der Krippe war zu dieser Zeit Zisla Laufer.

Wie in anderen Städten wurden auch in *Złotoryja* etliche jüdische Parteien gegründet. Der sozialistische Allgemeine jüdische Arbeiterbund (*Bund)* und die Jüdische Fraktion der Polnischen Arbeiterpartei PPR hatten hier Ihre Anhänger – beide sprachen sich für den Verbleib der Juden in Polen aus. Doch eine besonders große Aktivität

Mitglieder des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes, Niederlassung Złotoryja, späte 1940er Jahre.

Mitglieder des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes, Niederlassung Złotoryja, späte 1940er Jahre.

zeigten zionistische Parteien und Organisationen (*Ichud*, *Hashomer Hatzair*, *Gordonia*, *Keren ha-Jesod* i *Keren Kajemet*). In *Złotoryja* hatten mindestens zwei Kibbuze ihren Sitz: einer war am *pl. Zwycięzców* 4 (heute *pl. Niepodległości*) gelegen und von der Partei *Ichud* geleitet, der andere, am *pl. Wolności* 8 (heute *Rynek*) errichtet, wurde durch die Jugendorganisation *Hanoar Hatzioni* ins Leben berufen. Im Jahre 1948 bewohnten ihn seit mehr als einem Jahr dreiunddreißig junge Menschen, die auf einen zur Auswanderung nach Israel günstigen Moment warteten.

Die als letzte – im Frühjahr 1947 – in *Złotoryja* gegründete jüdische Organisation war die lokale Niederlassung des Jüdischen Vereins der ehemaligen Teilnehmer des Kampfes gegen Faschismus (*Związek Żydów byłych Uczestników Walki Zbrojnej z Faszyzmem*). Den Vorstand der Kombattantenvereinigung bildeten: Szloma Szczupak (Vorsitzender), Józef Samueli (Sekretär) und Sala Wilk (Kassenwart).

Die Anzahl der jüdischen Bewohner von *Złotoryja* sank kontinuierlich ab dem Jahr 1946. Einige trafen die Entscheidung – nach dem Pogrom von Kielce (am 4. Juli 1946) beziehungsweise nach der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 – Polen endgültig verlassen. Viele zogen in größere Judenansammlungen – hauptsächlich nach *Legnica* (Liegnitz) und *Wrocław* (Breslau). Nach Angaben des Woiwodschaftsamtes *Wrocław* zählte *Złotoryja* zu den Städten mit der höchsten Abwanderungsqoute. Im Februar 1948 wohnten dort nur noch 502 Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft. Anderthalb Jahre später waren es 323 Juden – 176 Männer und 147 Frauen.

Man sollte nicht vergessen, dass die Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft auch außerhalb der Gemeinde tätig waren. So wurden zwei Angehörige dieser Gemeinschaft zugleich Mitglieder der Selbstverwaltungsorgane: Rubin Rojzmann (Reuzmann) beziehungsweise Jakub Cukierman waren Stadträte in den Jahren 1947-1948 und 1949-1950.

Nach 1950 blieb in der Stadt keine jüdische Organisation mehr bestehen. Die alten wurden im Rahmen der Auflösung der jüdischen Autonomie liquidiert. Und der neu zum Leben berufene Verein für Gesellschaft und Kultur der Juden in Polen (TSKŻ) gründete in *Złotoryja* – womöglich mangels ausreichender Anzahl an Mitgliederkandidaten – keine lokale Niederlassung.

Icek Fajersztajn (geboren im Jahre 1909 in *Sosnowiec*), einer der letzten Juden in *Złotoryja*, wurde nach seinem Tod im Jahre 1979 auf dem jüdischen Friedhof in *Legnica* (Liegnitz) bestattet. Die letzten Juden lebten in der Stadt noch in den 1980er Jahren.

Der jüdische Friedhof von Goldberg

Der jüdische Friedhof wurde in Goldberg um 1820 gegründet. Seine Entstehung beruhte auf der Anordnung der preußischen Regierung, dass bei größeren Ansammlungen der jüdischen Bevölkerung jüdische Friedhöfe einzurichten waren. Die Begräbnisstätte diente bis zum Zweiten Weltkrieg den in der Stadt und dem Umland ansässigen deutschen Juden. Nach 1945, als sich in der Stadt polnische Juden niederließen, fand auf dem Friedhof eine einzige Beisetzung statt. Doch es wird vermutet, dass die sterblichen Überreste des Natan Chojnackis wenige Jahre später auf den jüdischen Friedhof in *Legnica* (Liegnitz) umgebettet wurden.

Fragmente der Matzevot aus dem jüdischen Friedhof von Goldberg, eingemauert in eine Stützmauer an der al. Miła, 2005.

Anhand des erhalten gebliebenen Lageplanes aus dem Jahre 1967 ließ sich die Lage des Friedhofs in der Gabelung der Straßen *Cmentarna* und *Stefana Okrzei* ableiten: „Er hatte die Form eines ausgedehnten Rechtsecks, umgeben von einer Mauer aus gebrochenem Sandstein. Der Eingang war nach Westen gelegen, über ein winziges, aus Stein errichtetes Gebäude erreichbar, das auf dem Lageplan von 1967 als Leichenhalle gekennzeichnet wurde. Der halbrunde Eingang war wahrscheinlich mit dem Davidstern verziert. Das Bauwerk war mit Dachschiefer (oder Ziegelstein) bedeckt und hatte bis zu einem gewissen Zeitpunkt eine robuste Holztür".

Die Fläche des Gräberfeldes belief sich auf etwa 1.500 Quadratmeter. Die Mauer war damals schon auf ihrer ganzen Länge beschädigt. Auf dem Friedhof, den man über eine Kapelle erreichte, waren noch fünfunddreißig – wenngleich umgefallen und teilweise zerschlagen – mit hebräischen Inschriften versehenen Grabmale vorzufinden. Letztendlich wurde der Friedhof im Jahre 1973 aufgelöst, obwohl bereits am 11. Dezember 1970 der Stadtratsvorstand einen Beschluss „über die Schließung und vorzeitige Auflösung der jüdischen Begräbnisstätte" gefasst hatte. Das Schicksal der Grabmale ist wenig bekannt. Es wurde angenommen, dass sie auf eine Müllkippe gebracht beziehungsweise als Fundament der Mauer am nahegelegenen Friedhof eingesetzt wurden. In der Tat dienten die Grabsteine als Baumaterial: einige wurden als Sockel der aus Fertigteilen erstellten Stützmauer an der *Al. Miła* verwendet. Im Jahre 2006 bauten die Aktivisten der Gesellschaft der Liebhaber des Goldberger Landes (*Towarzystwo Miłośników Ziemi Złotoryjskiej*) die Matzevot aus der Mauer eigenhändig aus und überreichten sie dem Dokumentations- und Bearbeitungszentrum der Geschichte des Goldberger Landes.

Fragment einer Matzevah aus dem jüdischen Friedhof von Goldberg, eingemauert in die Mauer an der al. Miła, 2005.

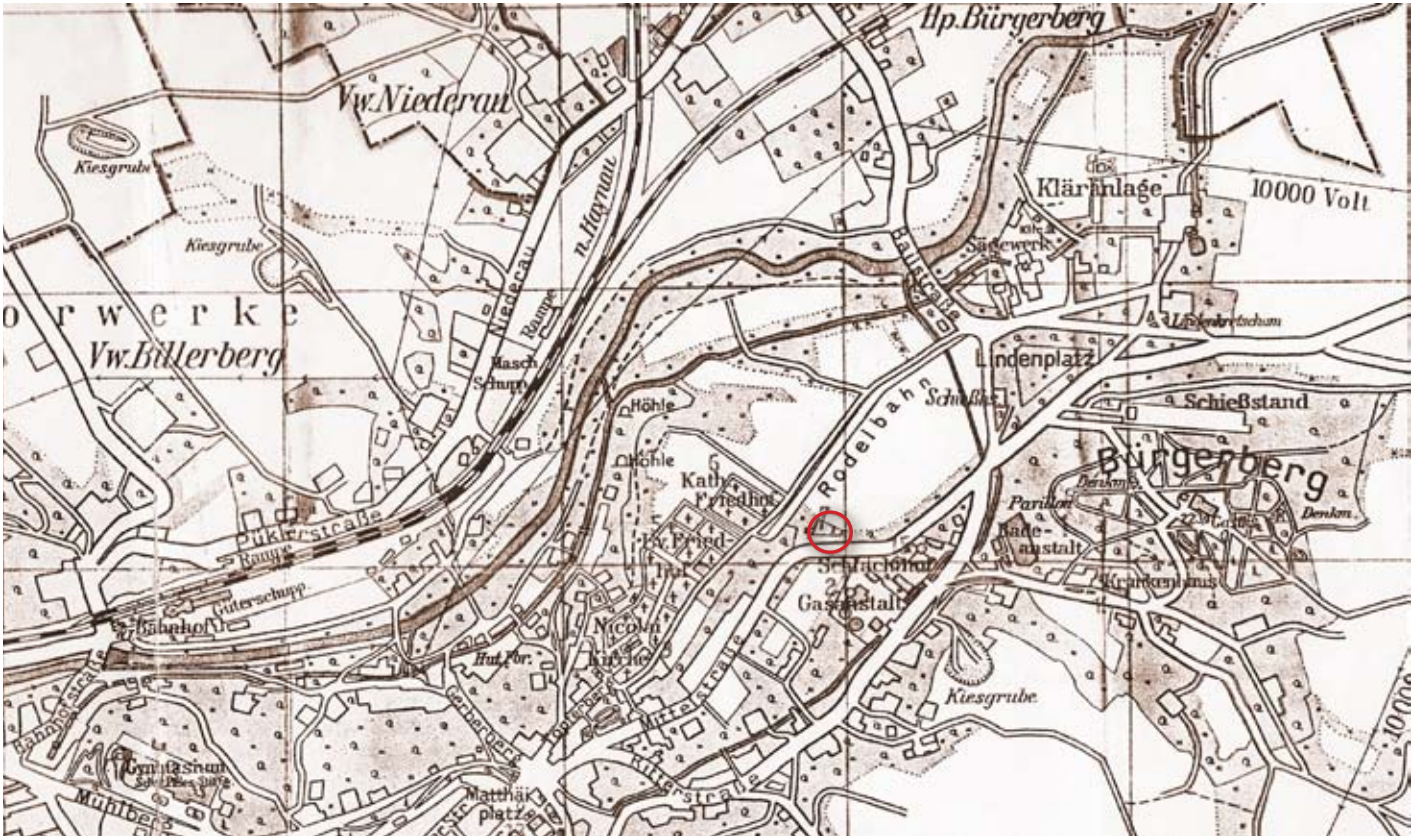
Fragmente der Matzevot ausgebaut aus der Mauer an der al. Miła, 2006.

Auch wenn es heute auf dem Friedhof keine Grabsteine mehr gibt, ist es dank des in der Stadt bis 1945 ansässigen Pastors Johannes Grünewald bekannt, dass sie aus den Jahren 1820-1920 stammten. Darüber hinaus lassen sich zwei Namen der dort bestatteten deutschen Jüdinnen wiedergeben: Jettel Loewenthal, geborene Danziger, die im Jahre 1800 in Grünberg zur Welt gekommen und 1827 verstorben ist beziehungsweise Ernestine Schlesinger, geborene Müller, verstorben im Jahre 1836.

Die Erinnerung an die Juden von *Złotoryja*

Eine der wenigen Spuren, die heute an die ehemaligen jüdischen Bewohner der Stadt erinnert, ist die Straße *Bohaterów Getta Warszawskiego*, genannt nach den Helden des Aufstands im Warschauer Ghetto. Der Stadtrat fasste im Jahre 1947 „in Anerkennung der Verdienste im Kampf gegen die faschistischen Angreifer“ den Beschluss über die Namensänderung der *ul. Wilcza*.

Doch unter der Stadtbevölkerung bleibt die Erinnerung an die früheren jüdischen Bewohner erhalten. Dies ist in der lokalen Zeitschrift „*Echo Złotoryi*“ erkennbar; doch der überzeugendste Beweis ist die Tätigkeit der lokalen Idealisten, die mit Pietät für die wie durch ein Wunder aus der Mauer an der Stadtpromenade gewonnenen Matzevot sorgen. Wenn sie nicht gewesen wären, würde sich heute keiner mehr an die letzte Spur der deutschen Juden in Goldberg erinnern.



Ein Stadtplanausschnitt von Goldberg mit gekennzeichnetem jüdischem Friedhof.

UMSIEDLERSCHICKSALE EPISODE DER FAMILIE MELMAN AUS *ZŁOTORYJA*

Sara Melman gelangte nach *Złotoryja* nach dem Zweiten Weltkrieg als sogenannte Repatriierte. Sie wurde in *Falenica* bei *Warszawa* im Jahre 1937 geboren, als in dem Kurort mehr als fünftausend Juden (von insgesamt achttausend Bewohnern) wohnten. Zu dieser Zeit war *Falenica* ein jüdisches Kulturzentrum mit Gebetshäusern der Chassidim aus den Orten *Góra Kalwaria*, *Aleksandrów*, *Grodzisk*, *Parysów* und *Kołbiel*. Dort wurde von Zaddik Abraham Mosze Kalisz aus *Warka* ein Hof errichtet, zu dem die Chassidim zahlreich pilgerten. In dem Dorf gab es ein jüdisches Altenpflegeheim, ein Waisenhaus, ein Kurhaus für Tuberkulosekranke und einen Sportklub „Gordonia". In Folge der Schlacht bei *Falenica* im September 1939 zwischen der polnischen Armee und stürmenden Deutschen brannte ein Teil des Ortes mit hölzernen Häusern der Juden nieder. Sara erinnerte sich später daran zurück: „Als ich zwei Jahre alt war, marschierten die Deutschen in die Gegend ein und steckten Häuser in Brand. Meine Eltern, Onkel und Tanten ließen alles zurück und flohen so, wie sie standen in Richtung der russischen Grenze. Die Großeltern und einige Verwandten kamen nicht mit und wurden von den Deutschen getötet".

Die Straße ul. Handlowa in Falenica, 1920er Jahre.

Die Melmans gelangten in das Gebiet der UdSSR und wurden von dort – wie viele polnische und jüdische Familien – nach Kasachstan abgeschoben. Obwohl sie dort eine ungewisse Zukunft und schwierige Lebensbedingungen erwarteten, brachte ihnen die Abschiebung eine Chance zu überleben. Eine Chance, die den in Polen Verbliebenen nicht gegeben wurde...

Das Mädchen erinnerte sich später, dass sein Vater schwer arbeitete. Im Jahre 1941 bekam Saras Familie Nachwuchs – zur Welt

Icchak Melman (erster von rechts) mit Familie, Złotoryja, späte 1940er Jahre.

kam Saras jüngere Schwester. Als die Mutter kurz vor dem Kriegsende starb, blieb der Vater, Icchak, mit zwei kleinen Mädchen zurück.

Nach dem Krieg zogen die Melmans mit Tausenden anderen Juden, den früheren polnischen Staatsbürgern, nach Niederschlesien. *Złotoryja* erreichten sie wahrscheinlich im Mai 1946. In der Stadt ließen sich auch die Geschwister des Icchak Melmans mit Kindern nieder. Saras Vater wurde eine Wohnung in einem kleinen, mehrstöckigen Haus an der *ul. Stefana Żeromskiego* 5 zugeteilt, das mehrere jüdische Familien bewohnten. Sara schrieb über diesen Zeitraum: „Wir lebten auf: In *Złotoryja* gab es eine Schule und einen jüdischen Kindergarten, Menschen waren auf Arbeitssuche. Mein Vater war Warenhausdirektor und hochangesehen in der Stadt".

Icchak Melman war Mitgründer des jüdischen Komitees und über eine kurze Zeitspanne, als er die Abteilung für Repatriierung und Steigerung der Produktivität leitete, für die Zuteilung von Wohnungen in der Stadt an die jüdischen Umsiedler zuständig. Sara erinnerte sich, dass diese „in den Häusern untergebracht wurden, die die nach Deutschland fliehenden Volksdeutsche verlassen hatten". In der Tat bezogen die Juden die Wohnungen der ausgesiedelten deutschen Bevölkerung, die zwangsweise nach Deutschland umgesiedelt wurde (hauptsächlich Frauen, Kinder und Greise).

Die Hauptaufgabe der lokalen jüdischen Komiteen bestand darin, für die Tausende der mit den aufeinanderfolgenden Repatriiertentransporte Eintreffenden die Grundlage einer Existenz zu schaffen – das heißt sie mit Wohnungen (samt Einrichtung), Verpflegung, materieller (Kleidung, Schuhe) und finanzieller Hilfe, medizinischer Betreuung, Kindertagesstätten und Arbeitsstellen zu versorgen. Also mit allem, was den aus der UdSSR grundsätzlich ohne eigenes Hab und Gut angereisten, erkrankten und schwer verstörten Menschen fehlte, die mit dem Gedanken leben mussten, dass ihre in Polen verbliebenen Verwandten ermordet worden waren.

Nach einiger Zeit nahm Icchak Melman die Stelle als Leiter des an der *ul. Marcelego Nowotki* (heute *ul. Józefa Piłsudskiego*) gelegenen Warenhauses ein und hatte sie bis zu seiner Auswanderung aus Goldberg inne.

Im Jahre 1946 wurde Sara Melman an der Jüdischen Szalom-Alejchem-Allgemeinschule eingeschult. Die Einrichtung war die einzige jüdische Schule im Ort und trug den Namen eines jüdischen Schriftstellers und Klassikers der jiddischen Literatur. Den Weg zur Schule legte Sara innerhalb von wenigen Minuten zurück: Von Zuhause lief sie über den *pl. Zwycięzców* (*ul. Niepodległości*), am Sitz des jüdischen Komitees (unter Nummer 5) vorbei und *ul. Basztowa* entlang – die Schule befand sich in dem Haus Nummer 15.

Anfang des Jahres 1947 war Sara das jüngste Kind in der dritten Klasse. In einem Schulbericht wurde sie als „zart und schwächlich" bezeichnet – bestimmt Spuren der

Gruppenaufnahme vor der jüdischen Schule in Złotoryja, späte 1940er Jahre; in zweiter Reihe als dritte von links steht Sara Melman.

in Kasachstan verbrachten Kindheit. Die Unterrichtssprache war Polnisch, das Sara (im Gegensatz zu vielen ihrer Mitschüler, die in der UdSSR geboren waren) genau so gut kannte wie Russisch. An der Schule lernte sie auch die Grundlagen des Hebräischen kennen, was sich viele Jahre später, nach ihrer Auswanderung nach Israel, als nützlich erweisen sollte. Auf dem Stundenplan standen neben den Sprachen Rechnen, Erdkunde, Zeichnen, Handarbeiten und Gesang. Ältere Kinder wurden darüber hinaus in der polnischen und jüdischen Geschichte unterrichtet. Die Schule stand unter Auspizien des Zentralkomitees der Polnischen Juden – einer Einrichtung, die eine Kette weltlicher Bildungsanstalten mit Jiddischunterricht gründete. An den Schulen gab es keine religiösen Fächer und als Unterrichtssprache war Jiddisch gedacht – man wollte, dass es weiterhin, wie vor dem Zweiten Weltkrieg, die Sprache der polnischen Juden bleibt. Die Zionisten und gläubige Juden teilten diese Ansicht nicht, denn sie gründeten eigene Schulen mit anderen Unterrichtsplänen.

Sara Melman (erste von rechts), Złotoryja, späte 1940er Jahre.

Nachmittags ging Sara Melman auf das jüdische Tagesinternat, das in dem selben Gebäude wie ihre Schule untergebracht war. Ihre jüngere Schwester Toba war zu der Zeit in einer Kindergartengruppe. Unter den Schutzbefohlenen der Einrichtung war auch der im Jahre 1942 in der UdSRR geborene Pinek Melman, Sohn Jakobs und Roza, wohnhaft an der *ul. Henryka Sienkiewicza* 8, dessen Vater als Buchhalter an dem örtlichen Amt für Staatssicherheit angestellt war. Pinek war mit Sicherheit der Sohn des Bruders von Icchak Melman und ein Cousin der beiden Mädchen.

Das Tagesinternat bot den Schwestern Melman nicht nur eine Betreuung, sondern auch drei Mahlzeiten am Tage an. Vor Ort befand sich auch der Sitz der Gesellschaft für den Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung (TOZ) mit ambulantem Bereitschaftsdienst. Für alleinerziehenden Icchak Melman musste das Angebot eine unbezahlbare Hilfe darstellen.

Im Juli 1947 nahmen beide Mädchen an dem durch das Woiwodschaftskomitte der Polnischen Juden in Breslau für jüdische Kinder aus Niederschlesien veranstalteten Ferienlager in *Złotoryja* teil. Neben den Schutzbefohlenen des jüdischen Komitees von Goldberg reisten zu dem Lager Kinder aus *Wrocław (*Breslau), *Bielawa (*Langenbielau), *Ziębice* (Münsterberg in Schlesien) und *Chojnów* (Haynau) an (insgesamt 85 Teilnehmer).

Archivdokumenten zufolge war Sara Melman noch im Schuljahr 1947/48 Schülerin der jüdischen Schule in *Złotoryja*. Bis dahin hielt sich also die Familie Melman noch in der Stadt auf. In dem darauffolgenden Schuljahr nahm die Schule ihre Tätigkeit wegen einer zu kleinen Schülerzahl nicht wieder auf. Wahrscheinlich zogen die Melmans zu diesem Zeitpunkt aus *Złotoryja* fort – zunächst nach *Katowice (*Kattowitz), anschließend nach *Warszawa* (Warschau), um in den frühen 1960er Jahren nach Israel auszuwandern. Heute lebt Sara immer noch in Israel; Yona, die jüngere der Schwester, ist inzwischen nach Florida in den USA umgezogen.

Im Juni 2014 reisten beide Schwestern in Begleitung Saras Enkelin nach Polen. Die Route der sentimentalen Reise führte auch nach *Złotoryja*, wo sie nach den aus ihrer

Jüdisches Ferienlager für Kinder aus Niederschlesien, Złotoryja, 1947.

Kindheit in Gedächtnis behaltenen Orten suchten. In der Stadt trafen sie auf einen außergewöhnlichen Reiseleiter, Tomasz Szymaniak, den Geschichtslehrer an der örtlichen Oberschule, dessen Großmutter mal von ihrer Bekanntschaft mit einem Juden, dem Warenhausdirektor, erzählte, der zwei kleine Töchter großzog...

Durch die Erzählung Tomasz Szymaniaks erfuhren Sara und Yona über die Geschichte der Maria Juszczak, eines jungen polnischen Mädchens, das im Jahre 1946 aus *Kraków* (Krakau) nach *Złotoryja* umgezogen auf einen einsamen Witwer mit zwei Kindern traf und ihm gefiel...

Doch die Gottes Wege sind unergründlich. Als Icchak Melman Maria anbot, mit ihm wegzuziehen, ließ sich das Mädchen darauf nicht ein. Sie war zwanzig Jahre alt, Icchak war deutlich älter und hatte zwei Töchter, die versorgt werden mussten. Womöglich bekam sie Angst vor der Verantwortung? Oder zuckte sie davor zusammen, wie ihre Umwelt auf ihre polnisch-jüdische Beziehung reagieren würde? Obwohl es damals viele Mischehen (hauptsächlich jüdisch-russisch) in *Złotoryja* gab, konnte die Entscheidung nicht leicht fallen. Icchak Melman fand in *Złotoryja* keine neue Frau, die den Mädchen die Mutter ersetzen würde, und zog bald nach *Katowice* weg. Maria blieb in *Złotoryja*, heiratete und bekam Kinder. Ihr Enkel erfuhr nie den wahren Grund ihrer Entscheidung, doch sie dachte bis zu ihrem Lebensende an Icchak und ihre Töchter, denen sie Schleifen in die Haare band, zurück...

Die Geschichte des unerfüllten Gefühls und des Besuchs der Schwestern Melman in *Złotoryja* wurde von Karolina Przystupa aus *Wrocław* in der lokalen Zeitung „*Echo Złotoryi*" beschrieben. Durch sie konnten die Schicksale von Menschen, die vor knapp siebzig Jahren in der Stadt gelebt haben, für einen Moment aufeinandertreffen.

Die wenigen in *Złotoryja* verbrachten Jahre schrieben sich fest in das Gedächtnis der Geschwister Melman ein. Womöglich liegt es darin begründet, dass die Stadt der

Sara (erste von rechts) und Yona Melman, Złotoryja, ul. Legnicka, späte 1940er Jahre.

erste Ort gewesen ist, an dem die Familie nach schwierigen Kriegserlebnissen ein normales Leben aufnehmen konnte. Und selbst wenn sie ihren Platz weder in *Złotoryja* noch woanders in Polen gefunden haben, erreichten sie nach vielen Jahren ihr eigenes Gelobtes Land. Die Familie Melman legte einen weiten Weg zurück: aus *Falenica* bei *Warszawa*, über Kasachstan, Nieder- und Oberschlesien, *Warszawa*, bis nach Israel. Ich hoffe, dass sie *Złotoryja* für einen wichtigen Punkt dieser Reise halten.

Bearbeitet in Anlehnung an Archivdokumente, den Beitrag von Karolina Przystupa (Opowieści odnalezione, „Echo Złotoryi. Miesięcznik Towarzystwa Miłośników Ziemi Złotoryjskiej 2015, Nr. 3) und Gespräche mit Tomasz Szymaniak.

BIBLIOGRAPHIE

ALLGEMEIN

Adelson J., *W Polsce zwanej Ludową* [in:] *Najnowsze dzieje Żydów w Polsce w zarysie (do 1950 roku)*, Hg. J. Tomaszewski, Warszawa 1993.

Borkowski M., Kirmiel A., Włodarczyk T., *Śladami Żydów. Dolny Śląsk, Opolszczyzna*, *Ziemia Lubuska*, Warszawa 2008.

Brilling B., *Die jüdischen Gemeinden Mittelschlesiens. Entstehung und Geschichte*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1972.

Brann M., *Geschichte der Juden in Schlesien*, Breslau 1896.

Führer durch die Jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1932-1933, Hg. B. Schlesinger, Berlin 1933.

Jonca K., *„Noc Kryształowa" i casus Herschela Grynszpana*, Breslau 1998.

Konieczny A., *Ludność żydowska na Śląsku w świetle spisu z 17 maja 1939 roku*, „Acta Universitatis Wratislaviensis" 1992, Nr. 1207 („Studia nad Faszyzmem i Zbrodniami Hitlerowskimi", Bd. XV).

Konieczny A., *Tormersdorf, Grüssau, Riebnig. Obozy przejściowe dla Żydów Dolnego Śląska z lat 1941-1943*, Breslau 1997.

Połomski F., *Zawłaszczenie i sprzedaż cmentarzy żydowskich w latach II wojny światowej na Śląsku. Ze studiów nad prawem własności w III Rzeszy*, „Acta Universitatis Wratislaviensis" 1987, Nr. 815 („Studia nad Faszyzmem i Zbrodniami Hitlerowskimi", Bd. XI).

Szaynok B., *Ludność żydowska na Dolnym Śląsku 1945-1950*, Wrocław 2000.

Urban K., *Cmentarze żydowskie, synagogi i domy modlitwy w Polsce w latach 1944-1966 (wybór materiałów)*, Kraków 2006.

Waszkiewicz E., *Kongregacja Wyznania Mojżeszowego na Dolnym Śląsku na tle polityki wyznaniowej Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej 1945-1968*, Wrocław 1999.

Wodziński M., *Hebrajskie inskrypcje na Śląsku XIII-XVII wieku*, Wrocław 1996.

CHOJNÓW (HAYNAU)

Die Synagoge [in:] *Festschrift zum Mannschießen und Heimatfest in Haynau i. Schles.*, Haynau 1910.

Janus J., *Żydzi w Chojnowie*, „Gazeta Chojnowska" vom 30. April 1993, Nr. 17 (38).

Nowak A., *The Jewish Settlement in Chojnów 1945-1950* [in:] *Jews in Silesia*, Hg. M. Wodziński, J. Spyra, Kraków 2001.

Peritz M., *Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Haynau* [in:] *Festbuch zum Heimattag in Haynau Schlesien vom 10.-13. Juli 1926*, Haynau 1926.

GŁOGÓW (GLOGAU)

Berndt R., *Geschichte der Juden in Gross-Glogau*, Glogau 1874.

Blaschke J., *Geschichte der Stadt Glogau und des Glogauer Landes*, Glogau 1913.

Bok A., *Synagogi głogowskie*[in:] *Encyklopedia Ziemi Głogowskiej*, Heft 39, Hg. J. Chutkowski, Głogów 1996.

Chutkowski J., *Żydzi w Głogowie* [in:] *Encyklopedia Ziemi Głogowskiej* \ , Heft 8, Hg. J. Chutkowski, Z. Hendel, J. Sadowski, Głogów 1993.

Entwurf zum Neubau einer Synagoge für Glogau, Architekten Abesser & Kröger in Berlin, "Deutsche Bauzeitung" 1889, Nr. 94.

Górniak M. R., *Cmentarze – żydowski kirkut* [in:] *Encyklopedia Ziemi Głogowskiej*, Heft 50, Hg. J. Sadowski, Głogów 1999.

Lewicki P., *Festung Glogau 1944-1945. Kalendarium wydarzeń*, Głogów 2008.

Lucas F. D., Heitman M., *Żydzi głogowscy. Dzieje i kultura*, Głogów 2014.

Rudowicz H., *Pomnik Żydów głogowskich* [in:] *Encyklopedia Ziemi Głogowskiej*, Heft 49, Hg. J. Dymytryszyn, Głogów 1999.

Żydzi w Głogowie. Przemówienia i wystąpienia związane z odsłonięciem pomnika Żydów głogowskich w dniu 9 XI 1993 r., Hg. A. Bok, J. Chutkowski, J. Dymytryszyn, Głogów 1994.

LEGNICA (LIEGNITZ)

Fish S., *O mojej i nie mojej Legnicy*, „Słowo Żydowskie" 2012, Nr. 8.

Grupińska A., *Z opowieści polskich Żydów*, http://www.dwutygodnik.com/artykul/3122-z-opowiesci-polskich-zydow-11.html

Guzicki A., Pytel M., *Pan Samuel Haliczer*, „Wersja legnicka" 2002, Nr. 5.

Helmrich G., *Geschichte der Juden in Liegnitz*, Liegnitz 1938.

Koniec epoki, „Konkrety" 2002, Nr. 18.

Makuch M., *Legnica w obliczu przemian XX wieku. Obraz rozwijającego się miasta*, „Słowo Żydowskie" 2012, Nr. 8.

Makuch M., *Żydowscy kupcy w przedwojennej Legnicy. Fragment panoramy gospodarczej*, „Słowo Żydowskie" 2013, Nr. 7.

Peritz M., *Die jüdische Gemeinde der Stadt Liegnitz* [in:] *Monographien deutscher Städte. Liegnitz*, Berlin-Friedenau 1927.

Rajchman J., *Robiłem buty, odmawiałem kadisz. Historia szewca Mojsze Sznejsera*, „Rzeczpospolita" vom 29. Januar 2005, Nr. 24, Beilage „Plus Minus".

Szczepański A., *Mniejszość żydowska w Legnicy w latach 1945-1968*, „Szkice Legnickie" 2007, Bd. 28.

Włodarczyk T., *Życie żydowskie w Legnicy po zakończeniu wojny. Kilka faktów z nieodległej przeszłości*, „Słowo Żydowskie" 2012, Nr. 8.

LUBIN (LÜBEN)

Grzelińska A., *Kirkut pod fiołkami*, Polska Gazeta Wrocławska vom 30. Mai 2005, http://legnica.naszemiasto.pl/archiwum/kirkut-pod-fiolkami,951948,art,t,id,tm.html

Klose K., *Beiträge zur Geschichte der Stadt Lüben*, Lüben i. Schlesien 1924.

Lüben – Bilder, Geschichte, Dokumente, http://www.luebendamals.de/erinnerungen.html

Ziątkowski L., *Żydzi w Lubinie przed 1945 r.* [in:] *Z Gorzanowa w świat szeroki. Studia i materiały ofiarowane Profesorowi Arno Herzigowi w 70-lecie urodzin*, Hg. K. Ruchniewicz, M. Zybura, Breslau 2007.

ŚCINAWA (STEINAU a. ODER)

Czerniawski E., Kozaczewski T., Kozaczewska-Gołasz H., Kubik M., *Cmentarz żydowski w Ścinawie*, Warszawa 1982.

Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de

Gröschel D.H.M., *Ein Verlust der bayerischen Flieger-Abteilung 304 an der Palästina-Front 1918*, "Das Propellerblatt" 2003, Nr. 7.

Günther L., *Steinau an der Oder. Unsere Heimatstadt im Bild*, Wiesbaden 1978.

Hauck G.H., Gröschel D.H.M., *Walter Hauck*, "Cross and Cockade International Journal" 2014, Vol. 45, No 4.

Letters to the Childrens' Supplement in German Jewish Newspapers (1933-1937), Shoah Resource Center Yad Vashem, www.yadvashem.org

Theilhaber F.A., *Jüdische Flieger im Kriege, ein Blatt der Erinnerung*, Berlin 1919.

Theilhaber F.A., *Jüdische Flieger im Weltkrieg*, Berlin 1924.

ZŁOTORYJA (GOLDBERG)

Gorzkowski R., *Cmentarz żydowski w Złotoryi*, „Echo Złotoryi. Miesięcznik Towarzystwa Miłośników Ziemi Złotoryjskiej" 2008, Nr. 7.

Gorzkowski R., *Żydzi w Złotoryi*, „Echo Złotoryi. Miesięcznik Towarzystwa Miłośników Ziemi Złotoryjskiej" 2008, Nr. 5.

Młyńczak A., *Złotoryjskie macewy*, „Echo Złotoryi. Miesięcznik Towarzystwa Miłośników Ziemi Złotoryjskiej" 2008, Nr. 7.

Pawłowski R., *Zapomniane klimaty*, „Echo Złotoryi. Miesięcznik Towarzystwa Miłośników Ziemi Złotoryjskiej" 2008, Nr. 5.

Przystupa K., *Opowieści odnalezione*, „Echo Złotoryi. Miesięcznik Towarzystwa Miłośników Ziemi Złotoryjskiej" 2015, Nr. 3.

AUTOREN UND NACHWEISE DER BILDER
AUTOREN DER AUFNAHMEN:

Agnieszka Młyńczak – S. 106, 107

Piotr Piluk – S. 64

Grzegorz Sadowski – S. 15, 33, 53, 84, 85, 86, 90

Andrzej Sitarski – S. 88

BILDNACHWEIS:

Archiv der Zeitschrift "Słowo Żydowskie" – S. 55, 58

Archiv des Emanuel-Ringelblum Jüdisches Historisches Instituts – S. 11, 102, 103, 104, 105, 112

Archiwum Map Zachodniej Polski – S. 69

Archiwum Państwowe we Wrocławiu – S. 16

Bayerisches Hauptstaatsarchiv – S. 87, 91, 92, 93, 94, 95, 97

Biblioteka Uniwersytetu Wrocławskiego – Gabinet Śląsko-Łużycki, Oddział Zbiorów Graficznych, Oddział Zbiorów Kartograficznych – S. 7, 9, 12, 13, 25, 28, 37, 47, 49, 50, 65, 71, 82, 83

Familienarchiv Sara Charnys und Yona Ecksteins – S. 110, 111, 113

Familienarchiv Omri Lernau – S. 38, 40, 41, 42, 43, 44, 45

Familienarchiv Dorothy Obstfelds – S. 73, 74, 76, 77

Familienarchiv Mojsze Sznejsers – S. 61, 62, 63

Ghetto Fighters House Archives – S. 17, 18, 19

Głogowski Ruch Odkrywców Tajemnic (GROT) – S. 30, 38

Internetportal Lueben-damals.de – S. 68, 70, 72

Muzeum Regionalne w Chojnowie – S. 20, 21, 22

My Teddy Bear Museum – S. 54

Preussen-Museum Nordrhein-Westfalen – S. 89

Private Sammlung – S. 51, 52, 59, 109

Private Sammlung von Simon Fish – S. 55

Private Sammlung von Roman Gorzkowski – S. 99, 108

Private Sammlung von Sławomir Krawczyk – S. 27, 29, 31, 32, 114, 120

Private Sammlung von Andrzej Sitarski – S. 79, 83

Sammlung von Związek Gmin Wyznaniowych Żydowskich w RP – Niederlassung Wrocław – S. 68

Towarzystwo Miłośników Ziemi Złotoryjskiej – S. 106, 107

Wikipedia – S. 35, 75

VERÖFFENTLICHUNGEN:

Adressbuch/Einwohnerbuch Kreis Steinau a. Oder 1926, Liegnitz 1926 – S. 83

Adressbuch und Auskunftsbuch der Stadt Haynau, Haynau i. Schlesien 1907 – S. 12, 13

Architektonische Rundschau 1892, 12, Tafel 94 – S. 30

Deutsche Bauzeitung 1889, No 94 – S. 31

Festschrift zum Mannschießen und Heimatfest in Haynau i. Schles., Haynau 1910 – S. 9

Führer durch die Lübener Landschaft, Lüben i. Schlesien 1931 – S. 71

Ostddeutsche Bauzeitung 1907, Nr. 68 – S. 35, 36

Die Verfasserin und der Herausgeber gaben sich Mühe, um die Urheber aller verwendeten Bilder zu ermitteln, in vielen Fällen ist dies jedoch nicht gelungen. Alle Personen, die von den uns unbekannten Autoren Kenntnis haben, werden gebeten, sich mit uns in Verbindung zu setzen, damit diese Informationen in einer Neuauflage des Buches berücksichtigt werden können.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 5
Von der Autorin 6

CHOJNÓW (HAYNAU) 7
Juden in Haynau und *Chojnów* 9
Die Geschichte der Muszka aus *Nadwórna* 17
GŁOGÓW (GLOGAU) 25
Synagogen und jüdische Friedhöfe von Glogau 27
Die Geschichte einer Aufnahme. Eine Erzählung von Familie Lernau aus Glogau 39
LEGNICA (LIEGNITZ) 47
Das Wirtschaftsleben der Liegnitzer Juden 49
Die letzten unter den Juden von *Legnica*. Samuel Haliczer und Mojsze Sznejser 58
LUBIN (LÜBEN) 65
Juden in Lüben 67
Die Familiensaga der Philippsbergs aus Lüben 73
ŚCINAWA (STEINAU a. ODER) 79
Juden in Steinau a. Oder 81
In den Lüften über Palästina 87
ZŁOTORYJA (GOLDBERG) 99
Juden in *Złotoryja* 101
Umsiedlerschicksale Episode der Familie Melman aus *Złotoryja* 109

BIBLIOGRAPHIE 115
AUTOREN UND NACHWEISE DER BILDER 117
DANKSAGUNG 119

DANKSAGUNG

Die Verfasserin bedankt sich bei folgenden Personen und Einrichtungen für ihre Hilfe bei der Entstehung der Veröffentlichung:

Sara Charny aus Israel, Yona Eckstein aus den USA, Ignacy Einhorn, Jakub Einhorn, Simon Fish aus Dänemark, Roman Gorzkowski, Agnieszka Młyńczak und Tomasz Szymaniak von der Gesellschaft der Enthusiasten des Goldberger Landes (Towarzystwo Miłośników Ziemi Złotoryjskiej), Jerzy Janus – Direktor des Regionalmuseums in Chojnów (Muzeum Regionalne w Chojnowie), Agnieszka Kagankiewicz und Anatol Kaszen von dem Verband der Jüdischen Glaubensgemeinden in der Republik Polen Niederlassung Wrocław (ZGWŻ Oddział Wrocław), Sławomir Krawczyk, Omri Lernau aus Israel, Dorothy Obstfeld aus Großbritannien, Marcin Owczarek – Vorstand der Gesellschaft der Enthusiasten des Lübener Landes (Towarzystwo Miłośników Ziemi Lubińskiej), Piotr Piluk von der Zeitschrift „Słowo Żydowskie", Grzegorz Sadowski, Norbert Schwake aus Israel, Andrzej Sitarski – Vorstand des Vereins für Gesellschaft und Kultur des Steinauer Landes „Kleine Heimat" (Stowarzyszenie Społeczno-Kulturalne Ziemi Ścinawskiej „Mała Ojczyzna"), Damian Szczepanowski von der Bewegung der Entdecker der Geheimnisse von Głogów (Głogowski Ruch Odkrywców Tajemnic GROT), Mojsze Sznejser.

Postkarte mit Briefmarkenmotiv: Abbild der Glogauer Synagoge.

ISBN der Reihe 978-83-939143-6-4 • ISBN des Bandes 978-83-939143-5-7